

swissfuture

Magazin für Zukunftsmonitoring

02/21



Die Zukunft des Sterbens

IMPRESSUM

swissfuture Nr. 02/21

Offizielles Organ der swissfuture
Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung,
Organe officiel de la Société suisse pour
la recherche prospective

48. Jahrgang

Herausgeber

swissfuture
Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung
c/o Büro für Kongressorganisation GmbH
Claudia Willi
Vonmattstrasse 26
6003 Luzern
T: +41 (0)41 240 63 33
M: +41 (0)79 399 45 99
future@swissfuture.ch
www.swissfuture.ch

Co-Präsidium

Daniel Huber, Andreas Krafft, Cla Semadeni

Chefredaktion

Francis Müller, francis.mueller@swissfuture.ch

Autoren und Autorinnen

Minou Afzali, Tina Braun,
Corina Caduff, Gaudenz Metzger,
Francis Müller, Julia Rehmann,
Eva Soom Ammann, Bitten Stetter

Lektorat und Korrektorat

Jens Ossadnik

Lektorat und Korrektorat (Englisch)

James Rumball

Bilder

Eva Wandeler, Videostills der Werkreihe
«nor here nor there» (Artist in Residence
«Sterbesettings»), unterstützt durch die
Stanley Thomas Johnson Stiftung in Bern)

Umschlag: nor here nor there - red,
Stills aus Video hd, 8:40"loop, Baumwolle,
thermochrome Farbe, 2021

Layout

Andrea Mettler, andreamettler.ch

Druck

UD Medien, Luzern

Erscheinungsweise

4x jährlich

Einzelexemplar

CHF 30.-

Mitgliedschaft swissfuture (inkl. Magazin)

Einzelpersonen CHF 100.–
Studierende CHF 30.–
Firmen CHF 280.–

Zielsetzung der Zeitschrift

Das Magazin behandelt die transdisziplinäre
Zukunftsforschung, die Früherkennung und
die prospektiven Sozialwissenschaften. Es
macht deren neuen Erkenntnisse der Fachwelt,
Entscheidungssträgern aus Politik, Verwaltung
und Wirtschaft sowie einer interessierten
Öffentlichkeit zugänglich.

Themensetzungen

Der Vorstand definiert die thematischen
Schwerpunkte der vier jährlichen Ausgaben
und ihm obliegt die inhaltliche und
redaktionelle Qualität der Magazine. Die
Themenschwerpunkte behandeln jeweils ein
bestimmtes zukunftsrelevantes Thema, das
aus interdisziplinären – also kultur- und
sozialwissenschaftlichen, aber auch aus
ökonomischen, politologischen, philosophi-
schen, mitunter auch naturwissenschaftlichen
und künstlerischen – Perspektiven behandelt
wird.

Auswahlverfahren der Artikel

Die Redaktion ist verantwortlich für die redak-
tionelle Umsetzung der gesetzten Themen
und für die inhaltliche Qualität der Artikel, die
in Deutsch, Englisch oder Französisch verfasst
sein dürfen und auch in der jeweiligen
Sprache publiziert werden. Sie sucht Auto-
rinnen und Autoren mit der entsprechenden
Expertise und beurteilt, ob die eingereichten
Artikel die erwünschten inhaltlichen Qualitäts-
standards erfüllen. Dabei ist es wichtig, dass
eine prospektive Sichtweise eingenommen
wird, was szenarisch oder auch spekulativ
erfolgen kann. Beiträge, die diesen Anforde-
rungen nicht genügen, werden zurückgewie-
sen. Abgelehnt werden auch Artikel, die
kultur- und sozialwissenschaftliche Standards
nicht berücksichtigen, die thematisch nicht zur
Ausrichtung des Magazins passen, die eine kom-
merzielle Absicht verfolgen oder die in
irgendeiner Weise diskriminierend sind. Alle
Beiträge werden sorgfältig redigiert – und bei
dieser Redaktion der Artikel können auch
Mitglieder des Vorstandes einbezogen werden.

Gendergerechte Sprache

Das swissfuture-Magazin bemüht sich um eine
gendergerechte Sprache, die jedoch den
Lesefluss nicht beeinträchtigen soll. Doppel-
benennungen («Politiker und Politikerinnen»)
sollen tendenziell vermieden werden, dafür
wechselt bei Aufzählungen das Geschlecht ab,
wobei es nicht geschlechtlichen Stereotypen
folgt: «Ökonominnen, Designer, Zukunftsfor-
scherinnen, Anthropologen ...»

Open-Access-Policy

Das swissfuture-Magazin folgt die Verein-
barungen für Green Open Access, womit
eine Sperrfrist von zwölf Monaten für die
gesamte Ausgabe besteht. Autoren und Autor-
innen dürfen ihre Artikel aber unter einer
CC-BY 4.0-Lizenz jederzeit publizieren und sie
behalten umfänglich die Verwertungsrechte,
wobei die Erstpublikation angegeben werden
muss. Sie tragen keine Kosten.

SAGW

Unterstützt durch die Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW),
Bern. www.sagw.ch

ISSN 1661-3082

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

in den letzten Jahrzehnten ist in unserer Gesellschaft das Interesse an Sterben und Tod zunehmend gewachsen, was eine Folge des medizinischen Fortschritts und soziodemografischer Entwicklungen ist. Das Bundesamt für Statistik geht in seinen «Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz und der Kantone 2020–2050» davon aus, dass die Zahl der Menschen in der Schweiz, die über 65 Jahre alt sind, von zurzeit 1,64 Mio. auf 2,67 Mio. im Jahr 2050 anwachsen wird. Der medizinische Fortschritt wird weiterhin dazu beitragen, dass kranke Menschen länger leben, womit Sterbephasen, in denen der Tod einer erkrankten Person für sie selbst, für ihre Angehörigen und das medizinische und pflegende Personal absehbar wird, in Zukunft noch länger dauern dürften. Der Prozess des Sterbens gewinnt daher an Relevanz, zumal mit den Babyboomern auch eine Generation sterben wird, die sehr individualisierte und liberale Wertvorstellungen hat.

Sterben ist ein biologisches Ereignis, zugleich aber auch in Kultur und Gesellschaft verwoben. Sterben passiert nicht einfach, es wird «gemacht» – in bestimmten zeitlich-räumlichen Kontexten, in «Sterbesettings»: Sterbesettings zeichnen sich dadurch aus, dass sie gestaltet sind, wobei diese Gestaltung historisch und kulturell variiert. In Sterbesettings materialisieren sich Weltanschauungen und Werte einer Gesellschaft. Diese manifestieren sich an Orten des institutionalisierten Sterbens (Hospize oder Palliative-Care-Stationen in Spitälern). Oftmals wird auch in Altersheimen oder zuhause gestorben, womit der Wohnraum zum Sterberaum wird.

«Sterbesettings. Eine interdisziplinäre Perspektive 2020-2023» heisst das vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Projekt, das von Forschenden der Berner Fachhochschule (BFH) und der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) realisiert wird. Ein interdisziplinäres Team erforscht Sterbesettings aus den vier Perspektiven Sprache, Pflege, Design und Religion, wobei das Zentrum für Palliative Care des Stadtspitals Waid Zürich als Praxispartner und Ort ethnografischer Feldforschung fungiert. In diesem Magazin setzt sich das Forschungsteam spekulativ mit möglichen Zukünften von Sterbesettings und Fragen zu Sterben und Tod auseinander.

Die Sozialanthropologinnen Julia Rehsman und Eva Soom Ammann vom Departement Gesundheit der BFH denken über die Frage nach, wie Roboter in der Palliative Care eingesetzt werden könnten – in Anbetracht von über 100'000 fehlenden Pflegefachpersonen bis 2030 ist dieses Thema von höchster Relevanz. Die Trendexpertin Bitten Stetter, die den Masterstudiengang «Trends & Identity» an der Zürcher Hochschule der Künste leitet, bemängelt in Sterbesettings eine ästhetische Trostlosigkeit: «So finden wir gleichförmig gestaltete Schnabellassen aus unzeitgemässen Materialien und würdelose Produkte, die nicht die Sterbewelt der Kundinnen und Nutzer, sondern die Arbeitswelt der Pflegenden bei der Produktgestaltung in den Blick nehmen.» Sie fordert und gestaltet neue Produkte, die den sterbenden Menschen mehr Würde verleihen sollen. Die Literaturwissenschaftlerin Corina Caduff, Vizerektorin Forschung an der Berner Fachhochschule, geht in ihrem Artikel neuen Bestattungspraktiken nach, die sich aufgrund der Säkularisierung und Individualisierung transformieren – von Friedwäldern bis zu digitalen Trauerorten.

Der Philosoph Gaudenz Metzger, der im SFN-Projekt doktoriert, setzt sich in seinem Beitrag damit auseinander, warum es in Sterbephasen zu einer Aufwertung

der Natur kommt und wie institutionelle Orte damit umgehen. Die Designerin Tina Braun, die ebenfalls im Projekt doktriert, zeigt uns, wie Stockbilder Stereotype vom Sterben ästhetisieren – und entwickelt Ideen, wie andere Bilder unsere Vorstellung vom Sterben in Zukunft verändern könnten.

Orte des Sterbens werden in der Regel mit älteren Menschen assoziiert. Aber es gibt auch Kinder, die an unheilbaren Krankheiten leiden und an diesen sterben. Minou Afzali vom Institute of Design Research der Hochschule der Künste Bern HKB berichtet in ihrem Artikel über das erste Kinderhospiz der Schweiz, das 2022 im bernischen Riedbach eröffnen soll. In meinem eigenen Artikel wiederum befasste ich mich mit «Ritualdesign» und erörtere unter anderem, was Sterberituale von säkularen Events unterscheidet.

Die Künstlerin Eva Wandeler, die das Forschungsprojekt als Artist in Residence begleitet, lotet imaginierte Bildwelten des Sterbens und Entschwindens aus. Die Bilderstrecken aus den Videoperformances der fünfteiligen Werkreihe «nor here nor there» visualisieren Schattenhaftes und Transformationen. Sie deuten etwas an, was numinos und mysteriös und zugleich doch körperlich ist.

Ich wünsche Ihnen eine angenehme und inspirierende Lektüre.

Francis Müller

INHALT

- 1 **Editorial**
- 4 **Unsicher, diffus, prekär: Bestattungspraktiken im Übergang** | Corina Caduff
- 10 **Wenn Kinder sterben** | Minou Afzali
- 14 **Consumption of Dying. Lifestyle-Trends für eine sich wandelnde Sterbekultur** |
Bitten Stetter
- 22 **Das grüne Lebensende: Sterben und Tod als ein Zurück zur Natur** |
Gaudenz Metzger
- 26 **Who's going to care? Die Zukunft von Palliative Care zwischen Fachkräftemangel
und Pflegerobotern** | Julia Rehsmann und Eva Soom Ammann
- 32 **Neue Bilder zum Lebensende: Über die Wirkung und Neugestaltung von
Stockbildern im Bereich Palliative Care** | Tina Braun
- 35 **Ritualdesign: Letzte Transitionen gestalten** | Francis Müller
- 40 **Veranstaltungen**

UNSICHER, DIFFUS, PREKÄR: BESTATTUNGSPRAKTIKEN IM ÜBERGANG

Der Wandel vollzieht sich leise und schleichend, aber er lässt sich an vielen Zeichen festmachen: Traditionelle Bestattungspraktiken – mit Beteiligung einer Pfarrerin oder eines Pfarrers – weichen vermehrt Patchwork-Ritualen, bei denen Trauerfeiern von den Hinterbliebenen selbst aktiv mitgestaltet werden. Einher geht dieser Prozess auch mit einer Umgestaltung der Friedhöfe. Naturbestattungen und FriedWälder liegen im Trend. Zudem entstehen im Zuge der Digitalisierung auch flüchtige und fragile Trauerorte im Internet, konstatiert die Autorin Corina Caduff. All das sind Veränderungen einer sich von der Kirche abkehrenden Bestattungskultur.

Keywords: Bestattungspraxis, Digitalisierung, Friedhof, FriedWald, Rituale, Tod

Corina Caduff

In christlich geprägten westlichen Ländern ist die Bestattungspraxis aktuell in starkem Wandel begriffen. Begründet liegt dies massgeblich in der seit Jahrzehnten voranschreitenden Abkehr von der Kirche. Durch den Verzicht auf entsprechende Ritualbestandteile ergeben sich bei Abdankungen zahlreiche Leerstellen, die neu ausgestaltet werden müssen.

Die traditionelle Bestattung, bei der ein Pfarrer vollumfänglich die Verantwortung übernahm, entlastete Trauernde von Organisationsarbeit und bot ihnen feste Ritualformen, die sie in ihrer akuten Trauerkrise unterstützten. Heute hingegen sind Patchwork-Rituale die Regel, bei denen Hinterbliebene die Trauerfeiern selbst aktiv mitgestalten, wobei sie auf manche Bestandteile der kirchlichen Bestattung zurückgreifen und andere ausser Acht lassen. Hierbei entstehen neue Reibungspunkte, die man als *Symptome der Ablösung von der Kirche* betrachten kann:

- *Unklare Hoheit über das Wort.* Heute hat oft nicht mehr nur die Pfarrerin oder der Pfarrer das (Haupt-)Wort bei Abdankungen, sondern auch Hinterbliebene und Freunde der verstorbenen Person, oder gar ausschliesslich diese. Sie erzählen davon, wie sie die verstorbene Person gekannt haben, und sind dabei unter Druck darzulegen, dass sie eine besondere, eine gute und nahe Beziehung zu ihr hatten. Mitglieder der Familie müssen ihre Nähe und intime Kenntnis der verstorbenen Person weniger beweisen, da sie ihnen als Familienmitglieder zwangsläufig angehören. – Wem also gehören die Toten, wer darf wie über sie sprechen, und wer nicht?
- *Risse in der Trauercommunity.* Bei einer Trauerzeremonie kommen unterschiedliche Leute zusammen, die eines gemeinsam haben: Sie alle haben die verstorbene Person gekannt, sie alle haben Vorstellungen von ihr. Im Rahmen der neuen, nicht

mehr gänzlich unter kirchlicher Hoheit stehenden Zeremonien treten neben die individuellen inneren Bilder, die jedes Einzelmitglied der Trauercommunity hat, andere solche Bilder, welche ausgewählte Hinterbliebene bei den Abdankungen in ihren Reden verlautbaren und die mit den vorhandenen eigenen Bildern nicht übereinstimmen mögen. Solche Formen von Abschiedszeremonien erzeugen daher neuartige Risse in der Trauercommunity: Statt einer gemeinsamen Aufhebung in etwas Drittem (Kirche, Gott, Glaube) treten Differenzen und Asymmetrien in der Wahrnehmung zu Tage.

- *Keine Überantwortung der toten Person.* Ein zentraler Bestandteil der kirchlichen Bestattung ist die gemeinsame Überantwortung der toten Person an Gott. Dies bleibt heute in vielen Fällen eine Leerstelle, das heisst, es ereignet sich keine explizite Überantwortung mehr. An wen will man die Toten adressieren, wenn man an keinen gemeinsam geteilten Gott mehr glaubt? Wir wissen nicht, wohin mit den Toten.

In diesen Symptomen manifestiert sich die verlorene christlich-religiöse Stabilität. Sie kennzeichnen die «Bestattung im Übergang»: eine unsichere, diffuse, nicht stabile, experimentelle Bestattungspraxis, die sich zunehmend verweltlicht, aber nach wie vor auch sakrale Elemente verwendet. Das «Ritual im Übergang» ist geprägt von Suchbewegungen und Experimenten, die sich seit Jahrzehnten leise und schleichend vollziehen, ohne dass eine wegweisende öffentliche Debatte darüber stattfinden würde.

Umgestaltungen des Friedhofs

Auch bei der (Um-)Gestaltung der Friedhöfe lassen sich seit etwa zwei Jahrzehnten starke Veränderungen beobachten, die eine Abkehr von der



Abb. 1: Friedwald, Oberamsern, Solothurn (Quelle: <https://www.solothurnerzeitung.ch/solothurn/kanton-solothurn/friedwald-statt-friedhof-immer-oefters-wird-ein-baum-einem-grabstein-vorgezogen-131548756#>)

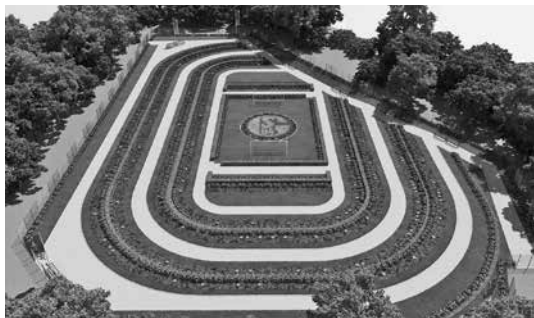


Abb. 2: Friedhof für Schalke 04-Fans, Gelsenkirchen, Friedhof Beckenhäusen-Sutum (Quelle: <https://www.fm1today.ch/sport/fussball/schalke-fan-fuer-ein-leben-lang-und-darueber-hinweg-127230518>)



Abb. 3: Sternenkinder-Grabfeld, Friedhof Hanau (Quelle: <https://www.op-online.de/region/main-kinzig-kreis/nidderau/nidderau-soll-erinnerungsort-sternenkinder-entstehen-13353782.html>)



Abb. 4: Mensch-Tier-Bestattung, Friedhof Unser Hafen, Essen-Frintrop (Quelle: <https://www.waz.de/staedte/essen/friedhof-fuer-mensch-und-tier-bislang-nur-drei-bestattungen-id11855071.html>)

kirchlichen Bestattungspraxis aufzeigen. An erster Stelle ist der anhaltende Trend zu Naturbestattungen zu nennen, das heisst die Beisetzung von Urnen ausserhalb von Friedhöfen. In der Schweiz wird dies durch eine liberale Gesetzgebung begünstigt, welche im Gegensatz zu umliegenden Ländern die Aschenbeisetzung auf Privatgrund oder in der freien Natur grundsätzlich erlaubt. Infolgedessen treten hierzulande regelmässig neue Dienstleister auf den Plan, die immer neue Touren für das

Verstreuen der Asche Verstorbener in Bergen oder Seen anbieten.

Bekannt ist der anhaltende Trend zu Friedwäldern, für die frei zugängliche Teile eines natürlichen Waldes als letzte Ruhestätte kultiviert werden. Aktuell gibt es in Deutschland knapp siebzig Friedwälder, in der Schweiz sind es gar einige mehr (Abb. 1). Traditionelle Friedhöfe haben das Konzept kopiert, indem sie einzelne Areale entsprechend umgewidmet haben, wie beispielsweise der «Wald für Aschenbeisetzungen» am Zürcher Friedhof Höggerberg. Ein weiterer Trend ist die Gestaltung ausgewählter Areale innerhalb der Friedhöfe für spezifische Communities, wie etwa für Fans von bestimmten Fussballvereinen (Abb. 1 bis 2), für Sternenkinder (Abb. 3) oder für Mensch-Tier-Bestattungen (Abb. 4).

Die Hinwendung zu thematisch definierten Friedhofsarealen bedeutet auch eine Abkehr von den standardisierten Reihengräbern, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts in den Friedhöfen etablierten, sowie auch vom Familiengrab, welches am Primat der biologisch-familialen Zugehörigkeit ausgerichtet ist.

Ein anderer deutlicher Trend ist die Bestattung im Gemeinschaftsgrab, die in den letzten zwei Jahrzehnten exponentiell zugenommen hat. In Zürich etwa betrafen im Jahr 1990 gesamthaft rund 10 % aller Bestattungen Gemeinschaftsgräber, im Jahr 2000 waren es bereits 25 %, und heute ist es fast die Hälfte. Die Motivation zum Gemeinschaftsgrab liegt auf der Hand: Es muss sich niemand ums Grab kümmern, und man entlastet die Nachkommen von den wiederkehrenden Kosten für die Grabpflege.

Ein weiteres Merkmal der Zeit ist die Einrichtung von Arealen für verschiedene religiöse Zugehörigkeiten innerhalb eines Friedhofs. So wurden in Westeuropa in jüngerer Zeit zahlreiche Friedhöfe um muslimische und buddhistische Grabstätten erweitert. Das ermöglicht eine bedürfnisgerechte Gestaltung entsprechender Abschiedsorte: zum Beispiel die Errichtung von Waschräumen für rituelle Waschungen oder von Abdankungstempeln. Mit solchen Erweiterungen wird die Diversität der städtischen Bevölkerung auch auf Friedhöfen zunehmend sichtbar gemacht.

So strebt der heutige Friedhof zur thematisch geclusterten Fläche und bietet Raum für stets neu zu definierende Communities. Er wird lesbar als kulturelle Signatur der Zeit, als Signatur von Lebensmodellen und Zugehörigkeiten, die man über den Tod hinaus zu bewahren sucht.

Friedhöfe im Internet

Im Internet finden sich seit nunmehr zwei Jahrzehnten unterschiedliche Typen von Friedhofsseiten (vgl. Offerhaus 2016):

- *Individuelle Profilsseiten auf Social-Media-Plattformen*, die bei Versterben zu Gedenkseiten transformiert werden.

	Kostenlose Gedenkstätte	Individual Package	Family Package	Friends & Family Package	Stemity Package
Doppel-Gedenkstätte	1	1	1	1	1
Gedenkstätten für Freunde & Familie	1	1	4	25	99
Leichhaft	✓	✓	✓	✓	✓
Name, Datum & Profildat	✓	✓	✓	✓	✓
Widengestalt	14 Tage belien	100 Bilder	300 Bilder	1.300 Bilder	3.000 Bilder
Stammbaum	14 Tage belien	✓	✓	✓	✓
Dokumente	14 Tage belien	20 MB	70 MB	200 MB	10.000 MB
Safe	14 Tage belien	✓	✓	✓	✓
Karte Erde	14 Tage belien	✓	✓	✓	✓

Abb. 5: Preisliste Stayalive, Screenshot vom 17.12.2012 (Quelle: <https://www.stayalive.com/de/static/preise>)



Abb. 6: SQR-Grabstein, Leitfriedhof Nürnberg (Quelle: <https://grabmal.info/>)

- *Virtuelle Friedhöfe oder individuelle Gedenkseiten*, die in der Regel von Angehörigen eingerichtet werden und oft mit unerwarteten Todesfällen verbunden sind (jüngere Tote, Unfalltote). In den späten Nullerjahren kamen zudem kommerziell betriebene virtuelle Friedhöfe hinzu, die zur vorzeitigen Gestaltung des digitalen Grabes aufrufen, für das man zu Lebzeiten bezahlen sollte. Das Businessmodell hat sich jedoch nicht durchgesetzt. Exemplarisch hierfür ist die Website Stayalive, die 2010 mit einem grossen medialen Paukenschlag präsentiert wurde, aber heute nicht mehr in Betrieb ist (Abb. 5).
- *Trauerportale rund um die Themen Tod, Trauer, Erinnerung*. Solche Portale werden von karitativen Einrichtungen oder auch von Zeitungen und Verlagen betrieben. Finanziert werden sie durch Anzeigen, u. a. von Bestattungsunternehmen, Floristen und Anbietern von Gedenkobjekten.

Die verschiedenen Gedenkseiten im Internet sind permanent in Umgestaltung: Hosts und Domainnamen verschwinden, neue tauchen auf, die Websprachen verändern sich. Applikationen, die gestern in aller Munde waren, sind heute nicht mehr anwendbar. So wandelt sich im Netz die Erscheinungsweise von Gedenkkulturen permanent. Sie ist nicht dauerhaft, sondern fragil, sie kann keinen «ewig gültigen Eintrag» garantieren, sondern zeugt vielmehr von permanenter Veränderung. Und sie ist visuell nervös, denn dauernd bewegt sich etwas: Sternchen blinken auf, brennende Kerzen segeln vorüber, liebevolle Engelchen schlagen mit den Flügeln, Namenszüge verändern im Takt die Farbe – Animation ist alles (Arnold et al. 2018).

Durch die Dynamik des Internets heben sich digitale Friedhöfe von der analogen Friedhofskultur ab, in der Gräber für lange Zeit stabil und statisch angebracht sind. Damit einher geht auch die in den analogen Friedhof eingebaute Schwellenerfahrung – das schwere gusseiserne Friedhofstor symbolisiert den Übergang in einen anderen mentalen Zustand: Man verlangsamt seinen Schritt, man wird bedächtig, man tritt sachte auf und ermahnt Kinder zur Ruhe. Digitale Grabstätten aber machen keine Angebote für eine innere Einkehr. Die Vorstellung von Vergänglichkeit, von Knochen oder Asche kommt nicht auf, das Internet kennt keinen toten Körper.

Aufgrund der zahlreichen Differenzen liegt es nahe, analoge und virtuelle Friedhöfe nicht als konkurrierende, sondern als einander ergänzende Orte zu sehen: Die innere Einkehr am realen Grab und die strenge Reglementierung analoger Friedhöfe wird komplementiert durch schnelle animierte Interaktionen, durch rasch wandelbares Design und freie Gedenkgestaltung im Netz.

Digitalisierung der Bestattungsbranche

Die Bestattungsbranche gilt gemeinhin als innovativschwach, konservativ und risikoscheu.

In der Schweiz gab es in jüngster Zeit verschiedene Presse-Artikel über das seit 2017 aktive Online-Unternehmen *bestattungsplaner.ch*. Es wird vom Bestatter Johannes Rucht betrieben, der im November 2019 in Luzern auch eine Bestattermesse organisierte. Das Unternehmen wirbt mit dem Slogan: «Wir digitalisieren die Bestattungsbranche», doch die konventionelle Bestatterszene reagierte wenig angetan. So meinte etwa Rolf Arnold vom Luzerner Unternehmen *Arnold und Sohn*: «Die Gesetzmässigkeiten des Marketings in der Bestattungsbranche kann man nicht mit anderen Unternehmen gleichsetzen.» (Kunz 2019)¹

Tatsächlich ist die Eintrittsbarriere für neue Produkte und damit auch für digitale Angebote hoch. Dies zeigt etwa der wenig erfolgreiche QR-Grabstein, in dem sich die ko-existenzielle Komplementarität von analogem und virtuellem Friedhof manifestiert: Der auf dem analogen Grabstein angebrachte QR-Code kann mittels Mobiltelefon eingelezen werden, sodass man Zugang zu den digital hinterlegten Informationen erhält (Abb. 6). Der QR-Grabstein kam 2008 in Japan auf; vier Jahre später lösten erste QR-Grabsteine in Deutschland zwar ein grosses Medien-echo aus, doch durchgesetzt hat sich der Grabstein bislang nicht. In der Schweiz gab es von Beginn an kaum einen Trend zum QR-Grabstein.

In den USA und Australien werden Live-Streaming-Bestattungen angeboten, die gelegentlich von Angehörigen beansprucht werden, wenn sie eine weite

¹ Kunz, Yasmin (2019): Wer früh bucht, stirbt billiger: So wirbt ein Horwer Bestattungsinstitut, in: Luzerner Zeitung <https://www.luzernerzeitung.ch/zentralschweiz/luzern/wer-frueh-bucht-stirbt-billiger-so-wirbt-ein-horwer-bestattungsinstitut-ld.1119500>

Reise zur Bestattung nicht auf sich nehmen können. In Europa setzt sich dieses Angebot kaum durch. Noch nicht einschätzen lassen sich die Erfolgsaussichten für neue Angebote der digitalen Nachlassverwaltung. Sie bestehen im Wesentlichen darin, Online-Daten über Personen zusammenzutragen und dann gemeinsam mit den Hinterbliebenen zu entscheiden, was mit den Daten geschehen soll. Manche Anbieter fokussieren ihre Dienstleistung eher aufs Löschen von Daten, andere eher auf die Anlegung von langfristigen Erinnerungsseiten.²

Die Zurückhaltung der Branche bei der Digitalisierung dürfte generell mit dem Alter der Kundschaft sowie auch mit der allgemeinen Vergangenheitsorientierung zu tun haben, die mit dem Tod einhergeht. Trauernde Hinterbliebene setzen in der Regel gern auf bewährte klassische Produkte. Jedoch wird sich dies zweifellos verändern, wenn jüngere, digital-affine Generationen älter werden.

Insgesamt sind heutige Bestattungspraktiken in einem vielschichtigen Umbruch begriffen: Sie sind experimentell, nervös, teilweise prekär und führen ins Digitale über. Es ist kaum vorauszusagen, wie sie sich in den kommenden Jahrzehnten entwickeln werden, und es wäre überaus aufschlussreich, etwas tun zu können, was uns allen versagt ist: in hundert Jahren an einer Bestattung teilzunehmen.



Corina Caduff

Prof. Dr. Corina Caduff ist Vizerektorin Forschung an der Berner Fachhochschule. Als Literatur- und Kulturwissenschaftlerin leitet sie das Forschungsprojekt «Sterbesettings. Eine interdisziplinäre Perspektive 2020-2023» an der Hochschule der Künste Bern. corina.caduff@bfh.ch, <https://corinacaduff.ch>

Referenzen

Arnold, Michael, Martin Gibbs, Tamara Kohn, James Meese und Björn Nansen (2018): *Death and Digital Media*. London: Routledge, S. 35 f.

Kunz, Yasmin (2019): *Wer früh bucht, stirbt billiger: So wirbt ein Horwer Bestattungsinstitut*, in: Luzerner Zeitung, <https://www.luzernerzeitung.ch/zentralschweiz/luzern/wer-frueh-bucht-stirbt-billiger-so-wirbt-ein-horwer-bestattungsinstitut-ld.1119500>

Offerhaus, Anke (2016): *Klicken gegen das Vergessen – Die Mediatisierung von Trauer- und Erinnerungskultur am Beispiel von Online-Friedhöfen* (37–62), in: Thomas Klie und Ilona Nord (Hg.): *Tod und Trauer im Netz. Mediale Kommunikationen in der Bestattungskultur*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

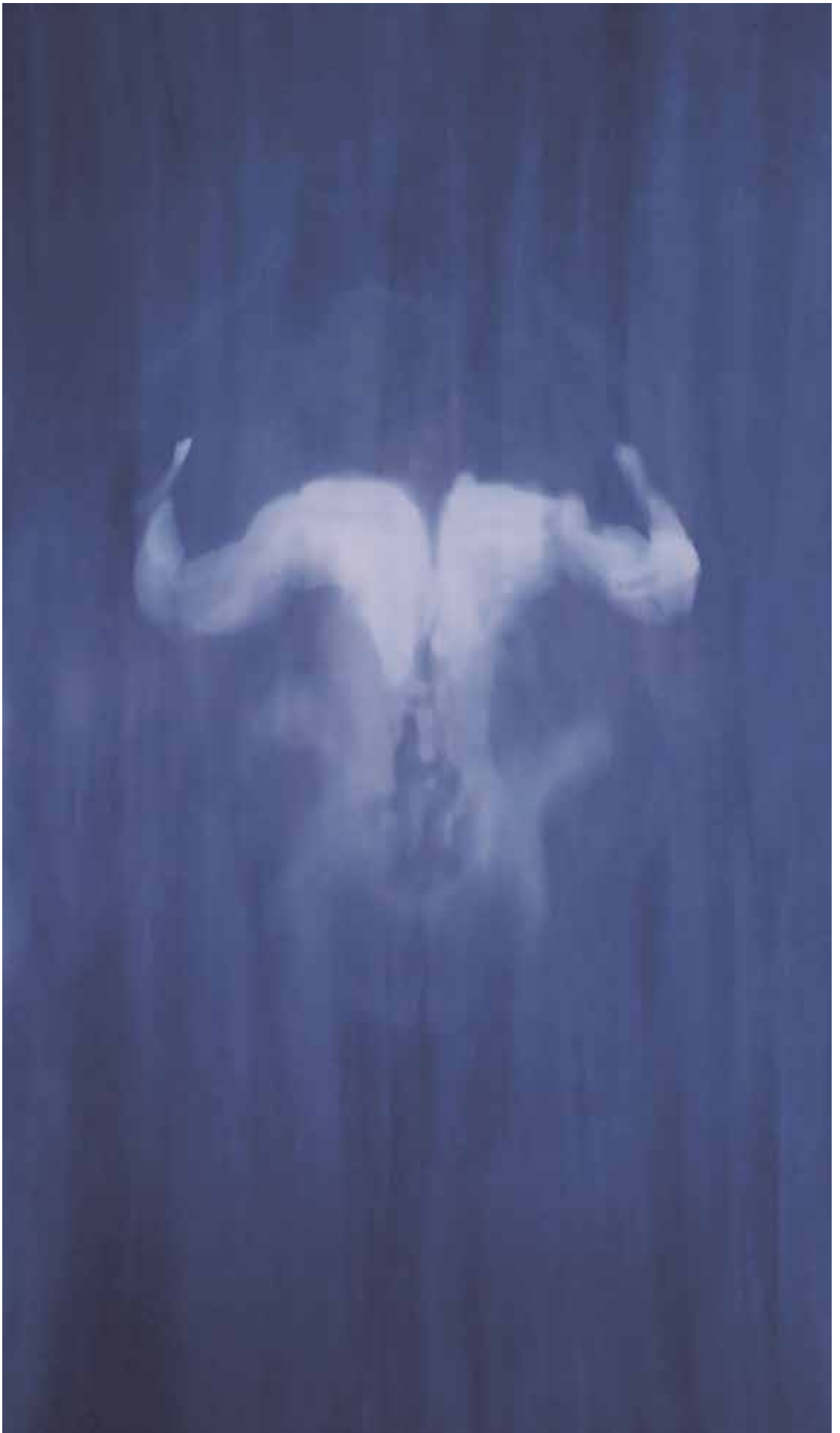
ABSTRACT:

UNCERTAIN, DIFFUSE, PRECARIOUS: FUNERAL PRACTICES IN TRANSITION

The change is taking place quietly and insidiously, but it can be seen in many signs: Traditional funeral practices – with the participation of a pastor – are increasingly giving way to patchwork rituals in which the bereaved themselves are actively involved in shaping funeral services. This process is also accompanied by a redesign of the cemeteries. Natural burials and cemetery forests are in vogue. In addition, fleeting and fragile places of mourning are emerging on the internet in the course of digitalisation, states author Corina Caduff. All these are changes in a funeral culture that is turning away from the church.

Keywords: funeral practice, digitalisation, cemetery, cemetery forest, rituals, death

² Z.B. <https://semno.de/> oder <https://lasthello.de/>



Eva Wandeler, nor here nor there - blue, Stills aus Video hd, 8':14" loop, Baumwolle, thermochrome Farbe, 2021



WENN KINDER STERBEN

Während es für Erwachsene bereits seit 1986 Hospize in der Schweiz gibt, existiert bislang kein entsprechender Ort für Kinder mit einer lebenslimitierenden Erkrankung. Dies soll sich bald ändern: Im bernischen Riedbach soll ab 2022 das erste Kinderhospiz der Schweiz entstehen. Hier sollen künftig betroffene Kinder und deren Familien betreut und unterstützt werden. Der Verein «allani Kinderhospiz Bern» plant das Angebot als Ergänzung zur Versorgung der Betroffenen im Spital oder durch die Kinderspitex. Mit den bestehenden Einrichtungen im Bereich Pädiatrische Palliative Care will er eng kollaborieren.

Keywords: Kinderhospiz, Sterbesetting, Pädiatrische Palliative Care (PPC), spezialisierte Palliative Care

Minou Afzali

Die Vorstellung, dass ein Kind vor seinen Eltern sterben muss, ist mit so viel Leid behaftet, dass hierüber in unserer Gesellschaft nur selten gesprochen wird. «Obwohl wir es nicht wollen, ist es ja trotzdem existent», bringt Sarah Clausen, Physiotherapeutin im Berner Inselspital und Vizepräsidentin des Vereins «allani Kinderhospiz Bern», die Thematik auf den Punkt: Jährlich sterben in der Schweiz zwischen 400 und 500 Kinder im Alter von 0 bis 18 Jahren, dies entspricht in etwa einem Prozent der jährlich 60'000 Todesfälle (Bergsträsser et al. 2016; BAG 2014). Etwa die Hälfte dieser Kinder verstirbt bereits im ersten Lebensjahr. Über das erste Lebensjahr hinaus ereignen sich krankheitsbedingte Todesfälle aufgrund unheilbarer Krankheiten, wie beispielsweise neurologische Erkrankungen, Krebs- oder Herzerkrankungen (Bergsträsser et al. 2016: 7). Bei Kindern ab zwei Jahren, insbesondere bei Schulkindern und Jugendlichen, werden die Hälfte aller Todesfälle durch einen Unfall verursacht (ebd.). Der Zeitraum zwischen einer lebenslimitierenden Diagnosestellung bei Kindern bis zu ihrem Tod kann dementsprechend unterschiedlich lang sein, von wenigen Stunden bis zu mehreren Jahren (ebd.: 14). Man geht davon aus, dass in der Schweiz etwa 5000 Kinder mit einer lebenslimitierenden Krankheit leben (Bergsträsser/Zimmermann 2020; Fraser et al. 2012).

Wenn Kinder sterben, dann geschieht dies in der Schweiz selten zu Hause, sondern meist – bei vier von fünf Kindern – auf der Intensivstation eines Spitals (Bergsträsser et al. 2016: 10). Die Vulnerabilität dieser Patientengruppe sowie der individuelle Unterstützungs- und Betreuungsbedarf der Kinder und ihrer Familien erfordert eine spezialisierte Palliative Care und entsprechend ausgebildete Fachpersonen (Bergsträsser/Zimmermann 2020). Aus diesem Grund haben sich in den letzten Jahren in verschiedenen Zentrumsspitalern in der Schweiz spezialisierte Teams gebildet, die auf die palliative Betreuung der Kinder fokussieren. Der Entwicklungsstand dieser spezialisierten pädiatrischen Palliative Care (SPPC) Teams ist

jedoch sehr unterschiedlich: Während das SSPC Team am Kinderspital Zürich bereits seit mehreren Jahren etabliert ist, befinden sich andere Zentrumsspitaler noch im Aufbau solcher Teams. Die Finanzierung dieser Leistung ist allorts sehr schwierig und wird zu einem grossen Teil über Drittmittel realisiert. Wenn schwerkranke Kinder zu Hause betreut werden, unterstützen die SSPC Teams beratend die Kinderspitex sowie die zuständigen Kinderärztinnen und -ärzte, um eine möglichst gute Betreuung zu Hause zu ermöglichen und Hospitalisationen zu verhindern. Die Krankheitsverläufe der betroffenen Kinder sind meist sehr komplex und entsprechend anspruchsvoll ist auch ihre palliative Versorgung (ebd.). Studien belegen, dass betroffene Kinder und ihre Familien von einer palliativ ausgerichteten Betreuung profitieren können, denn diese zielt auf die Verbesserung der Lebensqualität der gesamten Familie (Bergsträsser 2013; Widdas/McNamara/Edwards 2013). Nebst körperlichen und seelischen Aspekten werden dabei nämlich auch entwicklungspsychologische, soziokulturelle und spirituelle Bedürfnisse der Betroffenen berücksichtigt (Bergsträsser et al. 2016; Gola et al. 2016). Auch die Trauerbegleitung von Familien nach dem Tod eines Kindes spielt eine wichtige Rolle.

Orte des Sterbens

Sarah Clausen arbeitet seit 10 Jahren in der Kinderphysiotherapie des Inselspitals und hat bereits mehrere Kinder mit lebenslimitierenden Krankheiten vom Zeitpunkt der Diagnosestellung bis zu ihrem Tod begleitet. Während manche Eltern ihrem Kind die letzte Lebensphase zu Hause im vertrauten Umfeld ermöglichen wollen, sei es für andere unvorstellbar, dass ihr schwerkrankes Kind zu Hause stirbt. Denn dort würde das Familienleben nach dessen Tod ja weitergehen, erklärt Sarah Clausen, die auch eine weitere Beobachtung gemacht hat: So gäbe es Eltern, die eine gewisse Sicherheit suchten, wie sie das Spital böte, und die Intimität, wie sie zu Hause erlebbar sei. «Sie wollen autonom sein und sich dennoch auf



Abb.1: In einem Bauernhaus in Riedbach soll das allani Kinderhospiz ab 2022 seinen Betrieb aufnehmen (Bild: M. Afzali).

professionelle Versorgung verlassen können», sagt Clausen. So habe sich die Idee eines zusätzlichen Angebots entwickelt. Die engagierte Frau ist Teil einer Gruppe von Personen, die sich seit der Gründung des Vereins «allani Kinderhospiz Bern» im Sommer 2016 ehrenamtlich dafür einsetzen, dass im Raum Bern das erste Kinderhospiz der Schweiz entsteht. Der Vereinsvorstand setzt sich aus Personen zusammen, die wie Clausen beruflich mit betroffenen Kindern und deren Familien arbeiten, selber Betroffene sind oder die sich aus persönlichem Interesse für dieses Projekt einsetzen. Was anfangs noch eine vage Idee war, entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer Vision, die nun konkret wird: Im Sommer 2020 hat der Verein im Westen von Bern ein Haus gefunden, in dem ab 2022 das allani Kinderhospiz seinen Betrieb aufnehmen soll.

Ein ergänzendes Angebot

In der ländlichen Umgebung im Westen von Bern steht das grosse Bauernhaus, das ab dem kommenden Jahr acht Kindern mit lebenslimitierenden Erkrankungen und deren Familien Platz bieten soll. Im allani Kinderhospiz sollen kranke Kinder, die sich in stabilem Zustand befinden, medizinisch, pflegerisch und therapeutisch professionell betreut und deren Familien im Alltag unterstützt werden. Das Kinderhospiz will das bestehende Angebot des Inselspitals im Bereich Pädiatrische Palliative Care (PPC) und der Kinderspitex nicht konkurrenzieren. Vielmehr soll es diese Angebote ergänzen und einen zusätzlichen Ort



Abb. 2; Abb. 3: Einblicke in das allani Kinderhospiz (Bild: M. Afzali).

bieten, der sich zwischen institutionellem und häuslichem Setting befindet. Betroffene Familien können sich beispielsweise nach einem Spitalaufenthalt zur Entlastung in das Kinderhospiz begeben und unter anderem auch Unterstützung bei administrativen Aufgaben erhalten. Denkbar ist auch, dass Eltern ihr Kind für ein paar Tage im Hospiz betreuen lassen, wenn sie beispielsweise an ein Familienfest gehen oder mit dem Geschwisterkind einen Ausflug unternehmen möchten, der mit dem schwerkranken Kind nicht möglich wäre. Entlastung im Alltag soll auch die sogenannte «Pflegekita» ermöglichen, in der betroffene Kinder regelmässig an fixen Tagen bzw. Nächten betreut werden. Und schliesslich sollen im Hospiz Kinder in terminalen Situationen auch ihre letzte Lebensphase verbringen und an diesem Ort sterben können. Familien werden bei diesem zutiefst belastenden Prozess durch ein interdisziplinäres Team unterstützt und begleitet. Dieses wird unter anderem aus Fachpersonen aus den Bereichen Pflege, Therapien und Seelsorge bestehen. Besonders wichtig ist auch die Gewährleistung einer ärztlichen Versorgung rund um die Uhr sowie eine enge Zusammenarbeit mit Kinderärzten und Hausärztinnen, der



Abb. 4: In der geräumigen Wohnküche können sich Familien zwischen- durch kleinere Mahlzeiten zubereiten (Bild: M. Afzali).

Kinderspitex sowie mit Mitarbeitenden des Sozialdienstes. Nicht zuletzt ist auch eine enge Kollaboration mit dem Inselspital in der Stadt Bern geplant, wo schwerkranke Kinder, die Intensivpflege benötigen, betreut werden. Die örtliche Nähe zum Spital war deshalb massgebend für die Standortwahl des Hospizes.

Im Fokus des Angebots steht die Lebensqualität der Familien – auch über den Tod des Kindes hinaus. Denn das Kinderhospiz soll auch ein Ort sein, an dem betroffene Familien nach dem Tod des Kindes zurückkehren können. Vorgesehen sind monatliche Treffen, die sogenannten «Wendepunkte», an denen sich betroffene Eltern treffen und austauschen können. Denkbar ist auch, dass Eltern eines verstorbenen Kindes dem Kinderhospiz als Freiwillige verbunden bleiben.

Nutzerzentrierte Planung

Bis das allani Kinderhospiz im kommenden Jahr seinen Betrieb aufnehmen kann, soll das Haus, das über einen grossen Umschwung verfügt, umgebaut werden. Den Verantwortlichen ist es wichtig, dass bei der Planung der Räumlichkeiten die unterschiedlichen Nutzergruppen miteinbezogen werden, damit die Bedürfnisse von Kindern, Eltern sowie Mitarbeitenden berücksichtigt werden. So soll das räumliche Umfeld die Abläufe einer professionellen Pflege ebenso unterstützen, wie es palliativ versorgten Kindern, deren Eltern und Geschwistern ermöglichen soll, sich an diesem Ort sicher und geborgen zu fühlen. Das



Abb. 5: Bei der Planung des Kinderhospizes werden die Bedürfnisse der verschiedenen Nutzergruppen berücksichtigt (Bild: M. Afzali).

Bedürfnis nach Sicherheit und Privatsphäre wurde nämlich immer wieder artikuliert, als die Initianten und Initiantinnen zur Prüfung des Bedarfs eines Kinderhospizes am Standort Bern zehn betroffene Familien im Rahmen einer kleinen Bedarfserhebung befragten. Nebst professioneller Betreuung durch Fachpersonen aus dem Bereich PPC soll diesem Bedürfnis auch durch die Gestaltung eines wohnlichen Umfelds Rechnung getragen werden. Studien aus dem Bereich Health Care Design belegen, dass ein solches Umfeld zum Wohlbefinden der betreuten Kinder und deren Familien beiträgt (Poulsen et al. 2017; Gola et al. 2016). Umgeben von einem ländlichen Umfeld bietet das Haus immer wieder Ausblicke in die Natur, die nachweislich den Stress von Patientinnen wie Mitarbeitenden lindern und zu deren Wohlbefinden beitragen (Ulrich 1984; 1992). Die geplanten Räumlichkeiten sollen Begegnungen und Austausch zwischen den Nutzern fördern, aber auch Rückzugsmöglichkeiten und Privatsphäre bieten. In der grossen, gemütlichen Küche im Erdgeschoss können sich Eltern einen Tee zubereiten und sich im gemeinschaftlich genutzten Wohn- und Essbereich mit anderen betroffenen Familien austauschen. In jedem Kinderzimmer ist mindestens ein Zusatzbett für eine Begleitperson vorgesehen. Auch Familienzimmer sind geplant, in denen die gesamte Familie zusammen übernachten kann. Wenn Eltern Erholung von anstrengenden Nächten benötigen, soll ihnen im Stöckli auf dem Areal des Hospizes ein weiteres Zimmer zur Verfügung stehen. In geringer Distanz zu ihrem pflegebedürftigen Kind sollen sie hier wieder einmal durchschlafen können und sich dennoch gewiss sein, dass ihrem Kind Sorge getragen wird. Auch für die Mitarbeitenden wird es Rückzugsmöglichkeiten geben, wenn der Pflegealltag belastend wird oder wenn sie für administrative Arbeiten Ruhe benötigen. Da die betreuten Kinder unterschiedlich alt sein und individuelle Vorlieben und Bedürfnisse haben werden, sollen die Zimmer flexibel gestaltbar sein. Geboten wird zwar ein Grundstock an Mobiliar,

ansonsten können die Familien die Zimmer ganz nach ihrem Geschmack einrichten und beispielsweise auch ihre eigene Bettwäsche mitbringen.

Professionelle Betreuung im familiären Umfeld

Das allani Kinderhospiz soll Kindern mit lebenslimitierenden Erkrankungen und ihren Familien professionelle Betreuung in einem familiären Umfeld ermöglichen. Finanziert werden soll das Projekt zur einen Hälfte über Versicherungsleistungen und zur anderen Hälfte über Spendengelder. Während ein solches Angebot in der Schweiz bislang einmalig wäre, zeigen Beispiele aus dem Ausland, dass betroffene Familien in verschiedener Hinsicht von einem solch ergänzenden Angebot profitieren können. Die Gewissheit, dass das eigene Kind in Sicherheit ist und gut versorgt wird, kann Eltern in dieser schwierigen Lebensphase entlasten (Dunbar/Carter 2012). Dabei ist das Vertrauen in die professionelle Betreuung ihres Kindes zentral (ebd.; Bergsträsser/Zimmermann 2020). Die Möglichkeit, das schwerkranke Kind für einen bestimmten Zeitraum im Hospiz betreuen zu lassen, ermöglicht Eltern und Geschwisterkindern auch Zeit für sich, die im Alltag sonst vielleicht zu kurz kommt. Nicht zuletzt kann ein Hospiz ein Ort sein, an dem betroffene Familien Menschen kennenlernen, die in einer ähnlichen Situation sind wie sie selbst und die ein Verständnis für diese besondere Lebenssituation aufbringen. Sarah Clausen sieht in dem Angebot auch eine Chance für betroffene Familien: «Wir hoffen sehr, dass wir ein neues Angebot schaffen können, das zukunftsorientiert ist; bei dem es darum geht, betroffene Familien zu tragen und ihnen in der Schwere auch eine Zukunftsperspektive zu geben. Eine Gewissheit, dass es danach auch weitergeht.»

ABSTRACT:

WHEN CHILDREN DIE

While there have been hospices for adults in Switzerland since 1986, there is no such place for children with a life-limiting illness. This is soon to change: Switzerland's first children's hospice is to be built in Riedbach, Bern, from 2022. In the future, affected children and their families will be cared for and supported there. The association «allani Kinderhospiz Bern» is planning the offer as a supplement to the care of those affected in hospital or by the children's home care and help. It seeks to collaborate closely with the existing facilities in the field of paediatric palliative care.

Keywords: children's hospice, death setting, paediatric palliative care (PPC), specialised palliative care



Minou Afzali

Minou Afzali ist Professorin am Institute of Design Research der Hochschule der Künste Bern HKB. Sie forscht zu Themen an der Schnittstelle zwischen Design und Gesundheit und fokussiert dabei auf patienten- und nutzergerechte Raumgestaltung. Sie koordiniert die interdisziplinäre Arbeitsgruppe Health Care Communication Design HCCD der Berner Fachhochschule, in der Expertinnen und Experten aus den Bereichen Design, Architektur, Pflege, Wirtschaft und Medizininformatik kollaborieren. minou.afzali@hkb.bfh.ch, <https://www.hkb.bfh.ch/de/forschung/forschungsbe- reiche/health-care-communication-design/>

Referenzen

- BAG (2014): *Versorgungsstrukturen für spezialisierte Palliative Care in der Schweiz*. Hrsg.: Bundesamt für Gesundheit (BAG), palliative.ch und Schweizerische Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren (GDK) 2012 (2014). Zugriff am 13.04.21. Verfügbar unter <https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/strategie-und-politik/nationale-gesundheitsstrategien/strategie-palliative-care/grundlagen-zur-strategie-palliative-care/spezialisierte-palliative-care.html>
- Bergsträsser, E. & Zimmermann, K. (2020): *PELICAN und SPHARA: Forschung zur pädiatrischen Palliative Care in der Schweiz*, in: *Pädiatrie* 2(20), 17–20.
- Bergsträsser, E. et al. (2016): *Paediatric End-of-Life Care Needs in Switzerland PELICAN, wie Kinder in der Schweiz sterben, Schlüsselergebnisse der PELICAN-Studie*. Zugriff am 13.04.21. Verfügbar unter <https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/das-bag/publikationen/forschungsberichte/forschungsberichte-palliative-care/palliative-care-bei-kindern.html>
- Bergsträsser, E. (2013): *Pediatric palliative care-when quality of life becomes the main focus of treatment*, in: *Eur J Pediatr* 2013 Feb; 172(2): 139–50.
- Dunbar, H. & Carter, B. (2021): *Experiencing place identity and place belongingness at a children's hospice: Parents' perspectives*, in: *Journal of Child Health Care* 2021, Vol. 25(1), 161–171.
- European Association for Palliative Care EAPC (2007): *IMPaCCT: Standards pädiatrischer Palliativversorgung in Europa*, in: *European Journal of Palliative Care*, 14 (3), 109–114.
- Fraser, L. K., Miller, M., Hain, R., Norman, P., Aldridge, J., McKinney, P. A., & Parslow, R. C. (2012): *Rising national prevalence of life-limiting conditions in children in England*, in: *Pediatrics*, 129(4), e923–929. doi: 10.1542/peds.2011–2846.
- Gola, M., Francalanza, P. C., Galloni, G., Pagella, B. & Capolongo, S. (2016): *Architectures for paediatric palliative care: how to improve quality of life and environmental well-being*. *Ann Ist Super Sanità* 2016 | Vol. 52, No. 1: 48–55.
- Poulsen, M., Knudstrup, M.A., Hoff, P. und Lund, M. (2017): *Future design of a children's hospice*. ARCH17, 3rd International Conference on Architecture, Research, Care and Health, Conference Proceedings, S. 71–91.
- Ulrich, R. S. (1984): *View through a window may influence recovery from surgery*, in: *Science* 1984; 224: 420–1.
- Ulrich, R. S. (1992): *How design impacts wellness*, in: *Healthc Forum J* 1992; 35: 20–25.
- Widdas, D., McNamara, K. & Edwards, F. (2013): *A core care pathway for children with life-limiting and life-threatening Conditions* (3. Aufl.). Together for short lives. Zugriff am 13.04.21. Verfügbar unter <https://www.togetherforshortlives.org.uk/resource/core-care-pathway/>

CONSUMPTION OF DYING. LIFESTYLE-TRENDS FÜR EINE SICH WANDELNDE STERBEKULTUR

In modernen (Erlebnis-)Gesellschaften ist Konsum allgegenwärtig. Menschen konsumieren, solange sie leben: zunehmend individueller, identitätssichernd und mit wachsendem Anspruch an Qualität und Sinnhaftigkeit. Doch auch der Tod ist im Wandel und wird durch innovative Technologien und andere Wertvorstellungen gerade neu verhandelt. Wie sich dieser prognostizierte «New Death» lebensweltlich global materialisiert, will die Autorin Bitten Stetter beleuchten. Und sie sieht einen Widerspruch zur Palliative Care, die das Sterben als individuellen Prozess und als Teil des Lebens ins Zentrum rückt. Denn «würdelose» Produkte, mit denen sich sterbende Menschen an ihrem Lebensende umgeben (müssen), sind nicht auf deren Bedürfnisse abgestimmt, sondern allein auf die Arbeitswelt der Pflegenden.

Keywords: Palliative Care, Konsumkultur, «New Death», Individualisierung, Erlebnisgesellschaft, End-of-Lifestyle-Produkte, Sterbesettings

Bitten Stetter

«Wir sterben alle so individuell» – das ist der meistgehörte Satz, der mir in meiner Forschung zum Thema «Things of Dying» und dem Forschungsprojekt «Sterbesettings» begegnet ist. Individualisierung ist der Mega- bzw. Metatrend dahinter, der sich in unsere Gesellschaft in vielschichtigen Prozessen zeigt. Folgen wir Simmel, fasst der Begriff der Individualisierung mindestens drei Dimensionen: (1) die Loslösung des Menschen aus traditionellen Identitäten; (2) die freie Wahlmöglichkeit von Kommunikationen und Beziehungen; (3) die Selbstverwirklichung der eigenen Persönlichkeit über autonome Lebensstile (Becher 1971; Beck 1986; Lindner 2012). Identität und Lebensstil stetig zu formen, ihn wandelnden Lebensumständen anzupassen und zeit(geist)gemäss zu überarbeiten, ist Möglichkeit, aber auch Aufgabe postmoderner Menschen. Hierfür stellt uns eine sich wandelnde Konsumkultur in unterschiedlichsten Lebensphasen zahlreiche Angebote zur Verfügung. Das bedeutet, wir sind nicht einfach nur sterbliche Menschen, sondern vielmehr auch sterbliche Konsumwesen, die leben, arbeiten, erkranken, sterben und trauern. Auf den Megatrend Gesundheit bezogen heisst das: Als gesunder Mensch «konsumieren» wir präventiv, als akut erkrankter Mensch «konsumieren» wir medizinische Therapien, als unheilbarer Mensch «kaufen» wir lebensverlängernde Leistungen ein, als austerapiertes Mensch ergattern wir Palliative-Care-Angebote, als verstorbener Mensch nehmen wir Bestattungsdienstleistungen in Anspruch, und als trauernder Mensch konsumieren wir Kränze, Trauerreden und schalten Todesanzeigen auf. Kurz: Wir konsumieren: pre-mortem, peri-mortem und post-mortem.

Konsum als Fundament des alltäglichen Lebens

Konsum stellt in modernen Gesellschaften ein zentrales Strukturelement des Lebens dar, wird zum «Fundament alltäglicher Lebensführung» (Kühn/Koschel 2010: 2). und gibt uns Menschen in allen Lebenslagen bedeutsame Ankerpunkte für selbstbestimmte Identitätskonstruktionen. Daraus wachsen pluralisierte Lebensformen, vielfältige Wahlmöglichkeiten und die Bedeutung von Kontingenz. So steigen damit verbundene Ansprüche an Lebensqualität, Sinnhaftigkeit wie auch «Flexibilität und Wandlungsbereitschaft» (ebd., vgl. zudem Beck/Bonss/Lau 2004). Was wir wann und warum und in welchem Masse konsumieren, ist dennoch niemals eine rein individuelle Entscheidung, ist nicht nur abhängig von bestehenden Angeboten, keineswegs nur abhängig von Werbung und nicht nur Folge von ökonomischen Ressourcen einzelner Gesellschaftsmitglieder, sondern «auch von Sozialreformern und Stadtplanern, Moralisten und Geistlichen und in entscheidenden Momenten von den Konsumenten selbst, die sich zusammenfinden und ihre Marktmacht einsetzen, um ihr Leben und manchmal auch das von anderen zu verbessern» (Trentmann 2016: 25). Damit ist Konsum kein rein ökonomischer, sondern eben auch ein sozialer, politischer und moralischer Gegenstand, der auch vor dem Ende des Lebens nicht Halt macht.

So wird in der (Post-)Moderne Identität nicht mehr als ein statisches Konstrukt, sondern als ein Prozess des Werdens verstanden, wobei Konsum zu einem bedeutenden Werkzeug dieses Werdens wird (vgl. ebd., Kühn/Koschel 2010). Dieser Prozess des Identitäts-DIY (Mohr 2020) erfordert, dass wir uns mit Hilfe unterschiedlicher Angebote neu konstruieren, justieren

und transformieren müssen, dürfen und können, vor allem bezogen auf die Übergänge in andere Lebensphasen und bezogen auf die sich ständig wandelnden sozialen wie auch kulturellen Systeme, die uns rahmen und einbetten, die uns repräsentieren oder die wir repräsentieren möchten (Hall 1980). Dies führt in einer Gesellschaft mit pluralisierten Lebensstilen dazu, dass sich Zukunftsvorstellungen über das Leben wandeln und sich damit einhergehende Denk- und Verhaltensweisen radikal von der Vergangenheit unterscheiden können, wie im Konsumfeld des Todes gegenwärtig sichtbar wird.

Folgen wir dem Design Council (2018) in London, so befinden wir uns in der Phase des «Re-inventing death for the twenty-first century». Achtsamkeit- und Nachhaltigkeitsimperative, demografischer und technologischer, digitaler Wandel wie auch die Megatrends Gesundheit, Sicherheit, Mobilität, Globalisierung, Konnektivität und eine neue aufkommende Spiritualität haben Einfluss auf die Konsumkultur des Todes wie auch Auswirkungen auf eine agil-aktive Silver Society. Der Tod ist – so die Meinung vieler Trendexpertinnen und -experten – im Wandel und wird durch innovative Technologien und neue Wertvorstellungen gegenwärtig neu verhandelt. «We're seeing what we regard as a massive global issue. There's a huge wave of dying, death and bereavement», lesen wir bei LSN:global, und die Marktforschung geht davon aus, dass «death is no longer a taboo for consumers» (Manthorpe/Smith 2015). Wie sich dieser prognostizierte «New Death» lebensweltlich global materialisiert, ist Teil meines Forschungsinteresses und steht im Fokus dieses Artikels wie auch im Spannungsfeld zu dem, was ich als Angehörige und als Kon- und Prosumerin des Todes wie auch als Mitarbeitende auf einer Palliative-Care-Station leibhaftig und hautsinnlich erfahren habe und als Designforscherin und -praktikerin exploriere (Abb. 1–3).



Abb. 1: Things of Dying: Collage von Produktwelten am Lebensende

Medien berichten über bahnbrechende Entwicklungen in der Regenerationsmedizin, dem Bio-Hacking, der Kybernetik und der Verjüngungsmedizin, verweisen auf Forschungen, die sichtbar machen, dass Alterungsprozesse und altersbedingtes Ableben

nicht mehr State of the Art ist und Unsterblichkeit nicht mehr nur reine Fiktion bleibt. Anti-Aging-Propheten wie de Grey sind Proponenten dieser medizinischen Entwicklung und prophezeien: «Der erste Mensch, der 1.000 Jahre alt wird, ist bereits geboren» (Büsser 2020). TV-Serien wie «Ad Vitam» reagieren und imaginieren eine Welt der Unsterblichkeit. Sie zeigen auf, wie wir als zukünftige (Gesundheits-) Konsumentinnen und Konsumenten in Regenerationsstudios unsere durch die Zeit gezeichneten Körper revitalisieren, um das Stadium «forever young» zu erreichen. Zwar kann sich ein Grossteil unserer westlichen Gesellschaften, schliessen wir die Transhumanisten und -humanistinnen mal aus, gegenwärtig ein Leben ohne Tod nur bedingt vorstellen, dennoch nehmen wir lebensverlängernde verjüngende Angebote gerne an und geben Unsterblichkeitsfantasien Raum. Vorstellungen über ein endgültiges Ende des menschlichen Lebens geraten ins Wanken und disruptieren bestehende Theorien des Todes sowie individuelle Vorstellungen eines «guten Sterbens». So nutzen «Best Ager» derzeit schon so gut wie alle verfügbaren Technologien und medizinische Angebote wie postmortale Organspende, Herzschrittmacher und Assisted Living Tools. Daneben wächst eine jüngere Generation heran, die wie selbstverständlich Lebenszeit durch Health Apps, Workouts und gesunde Ernährung zu verlängern sucht.



Abb. 2: New Death: Collage zu Innovationen am Lebensende (High Tech)

In Serien wie Black Mirror oder Real Humans werden gegenwärtige AI-Entwicklungen für den Kontext des Todes extrapoliert. So bekommt etwa ein Mensch das Abbild eines verstorbenen Menschen nach Hause geliefert, nicht als Fotografie, sondern als Roboter, der nicht nur das äussere Erscheinungsbild des Verstorbenen hat, sondern durch AI auch wie dieser redet und agiert. Sicher sind dies bisher nur Zukunftsspekulationen. Aber Apps wie «DadBot», Eternime oder Replika machen sichtbar, wie wir als digitale Abbilder schon heute weiterleben können. Diese Deep Fakes verändern unsere Sterbe- und Abschiedskultur und unser Verhältnis zum Tod. So expandiert unsere Identitätsarbeit über den Tod hinaus zu einer postmortalen Repräsentation. Daher scheint es nicht weiter

verwunderlich, dass es bereits Anbieterinnen und Anbieter wie «With Me»-App gibt, die Verstorbene in 3-D-Avatare verwandeln. Diese Entwicklungen helfen uns, unsere Daten rechtzeitig zu organisieren und unseren Avatar mit Wissen zu füllen, damit wir auch nach unserem Ableben weiter anwesend sein können.

Services wie eFuneral werben mit Slogans wie «Plan your Path» und «Leave your loved ones with the gift of knowing they've fulfilled your final wishes». Planungssicherheit und Individualisierungsangebote scheinen hoch im Kurs. So entwickeln sich neue Berufsfelder wie Death-Planning und auf unterschiedlichen Kanälen entstehen Konsumangebote des Todes, wie Death Talks auf YouTube-Channels, oder Apps wie «WeCroak», wo Nutzerinnen und Nutzer täglich einen Death Quote erhalten. Letzteres verweist auf die Idee eines Death-Positive-Movements, das den Tod zurück ins Leben holen möchte. Hinter Hashtags wie #deathpositive, #scareddeath, #living-and-dying sammelt sich hier eine wachsende Community, die den Tod enttabuisieren und individualisieren will und sich einer Enteignung des eigenen Todes durch Unwissenheit entgegenstellt. So können wir dem #Funeral Club beitreten, in selbstgestalteten Särgen probeliegen und dabei darüber nachdenken, in welcher Lebens- bzw. Sterbewelt wir enden wollen. «The end, my friend» ist Titel einer im September eröffnenden Ausstellung und «Hallo Tod» ist ein Festival, das Ende Mai 2021 in Zürich stattfand. Beide Titel deuten auf neue Zugänge zum Tod, die auch eine der Anführerinnen der Bewegung, Caitlin Doughty, sucht. Die Moderatorin des YouTube-Kanals «Ask A Mortician» fragt: «Warum gibt es eine Zillion Websites und Hinweise darauf, sexpositiv zu sein, aber nichts dafür, death positive zu sein?»



Abb. 3: New Death: Collage zu Innovationen am Lebensende (High Touch)

Dieses neue Selbst- und Todbewusstsein führt auch zu einem weiteren Innovationsfeld, der Eventisierung des Todes in einer Erlebnisgesellschaft (Schulze 1992). Funeral-Webcasting-Angebote zeigen das Bedürfnis, sich auch als Leiche oder als Angehörige ausgefallen und individuell zu präsentieren. So sind auch thematische Bestattungen wie Star-Wars-Bestattungen

oder Beerdigungen im Superhelden-Kostümen, die über Social Media und Broadcasting-Services zugänglich gemacht werden, keine Seltenheit mehr. Teil des Abschiedsevents sind Luftballons und Wodka-Shots und statt Schwarz werden hier Faschingskostüme getragen. Aber auch schwarze Trauermode scheint wieder auf den Laufstegen der Metropolen zurückzukehren, folgen wir Designern wie Alexander Wang und Thom Brown, die neben dem konventionellen Brautkleid auch «Funeral Fashion» zeigen. Daneben gibt es aber auch neue oder wiederbelebte Traditionen wie beispielsweise die Einbalsamierung. Unter dem Begriff des «Extreme Embalming» werden einbalsamierte Leichen in lebensweltlichen Situationen inszeniert und etwa auf Motorräder oder an Spieltische gesetzt und so verabschiedet, fotografiert und geteilt. Diese Formen der Präsentationen von toten Menschen erinnern wie üppige Trauerbekleidung an die viktorianische Zeit, eine Zeit, wo der Tod zelebriert wurde und sich Familienangehörige mit ihren liebsten Leichen auf Fotografien inszenierten.



Abb. 4: New Death: Phänomen- und Innovationssammlung angeordnet im Axial-Kreuz

In der Trend-, Lebensstil- und Designforschung nutzen wir sogenannte Axial-Mappings, um Weak Signals (schwache Signale) kommender Trends zu verorten oder gegenläufige Entwicklungen zu identifizieren. Für die Analyse des New Death ordne ich auf der einen Achse die Pole High Touch und High Tech an (Abb. 1). High Tech steht für technologische Innovation, Virtualität und De-Materialisierung; High Touch für Taktilität, Materialität und den Wunsch nach direkter zwischenmenschlicher Interaktion. Senkrecht dazu setze ich eine Achse mit einem weiteren bipolaren Begriffspaar, pre-mortal und post-mortal, um zu erkennen, wie sich der Konsummarkt des Todes vor und nach dem Tod innoviert. Als Fundament dieser Anordnung dient eine umfangreiche phänomenologische Sammlung, wie die zwei Moodboards ausschnitthaft zeigen (Abb. 2 und 3).

Ersichtlich wird, dass die meisten Pre-Mortal-/High-Tech-Innovationen die Expansion der Lebenszeit ins Visier nehmen. Sie wachsen auf dem Nährboden von Megatrends wie Gesundheit, Konnektivität

und Sicherheit, quantifizieren und optimieren unser sterbliches Selbst, helfen unsere Lebenszeit zu überwachen, vernetzen fragmentierte medizinische Körper und global verstreute Angehörige und delegieren (Self-)Care-Arbeiten an nichtmenschliche Aktanten. Ähnliches zeigt sich auch Post-Mortal, nur dass sich hier «Unsterblichkeitsfantasien» und biopolitische Machtzentren eindrücklicher in Produkten wie Bots, Cyborgs, und Death Apps zeigen und sich in diesem Feld eine Herrschaft über Leben und Tod (Foucault) diagnostizieren lässt.

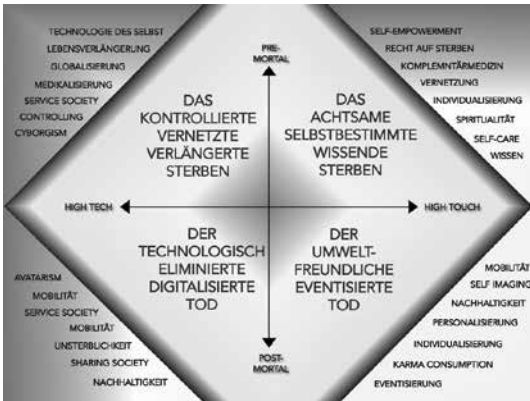


Abb. 5: New Death: Konsumfelder des Todes und ihre Einflussfaktoren

Betrachten wir die andere Seite des Todes, scheint die Organisation des Sterbens und die Planbarkeit des Todes zwar ebenfalls bedeutsam, aber hier steht nicht der Körper, nicht die Nachbildung von Geist und Körper, noch die Negierung des Lebensendes im Fokus, sondern die Akzeptanz einer fragilen Gesellschaft und vulnerablen Umwelt sowie ein ganzheitliches Gesundheitsverständnis und Begriffe wie Self-Care, Self-Empowerment und Self-Design im Zentrum.

Durch diese Ordnung der Phänomene wird eine Leerstelle sichtbar, die sich an der Schnittstelle von Pre-Mortal zu High Touch zeigt. Sterben wird hier meist durch gesprochene Sprache und weniger durch eine visuelle und materiale Sprache artikuliert. So gibt es in diesem Innovationsfeld zwar unterschiedliche Vermittlungsangebote in Form von Blogs, Literatur, Festivals, Letzte-Hilfe-Kurse oder Death Cafes wie auch End-of-life-Podcasts, doch re-designede Materialien für das Lebensende finden sich nicht.

Im Post-Mortal-/High-Touch-Segment lässt sich hingegen beobachten, wie Megatrends wie Nachhaltigkeit und sozioökonomische Trends wie «sustainable living / health living» auch nach dem Tod ihren Einfluss nehmen. So gibt es ein Potpourri an neuen umweltbewussteren Bestattungsformaten und Angeboten wie Biotree Urns, Ice Urns und abbaubaren Pilzkultur-Särgen, die zeigen, wie sich Lebensstile auf Bestattungsstile übertragen. Anders zeigt sich der Pre-Mortal-Bereich. Hier gibt es nur wenige Beispiele, die das Lebensende durch nachhaltiges, achtsames und bewusstes Design innovieren. Beispielhaft zu

nennen wären eine Urne, die zu Lebzeiten als Obstschale dient, oder ein Regal, das nach dem Tod zum Sarg umgebaut werden kann. Hier scheint es – anders als etwa für die Lebensphase der Geburt – so gut wie keine Angebote für Menschen mit einem bewussten oder individuellen Lebensstil zu geben. Ein Ausflug auf verschiedene Pflegeplattformen zeigt dies sofort (Abb. 4). Funktionalität und Uniformität stehen dort im Zentrum und anders als bei der Geburt oder der Bestattung scheint der Markt, der den Lebensraum Sterbebett bespielt, so gut wie gar nicht gestaltet. Effizienz, Pragmatismus, Kostenreduzierung zeichnen diesen Konsumbereich aus. So finden wir gleichförmig gestaltete Schnabeltassen aus unzeitgemässen Materialien und würdelose Produkte, die nicht die Sterbewelt der Kundinnen und Nutzer, sondern die Arbeitswelt der Pflegenden bei der Produktgestaltung in den Blick nehmen. Dies steht im Widerspruch zum Anliegen von Palliative Care, die das Sterben als individuellen Prozess und als Teil des Lebens in Zentrum stellt, da sich Individualität auch in materiellen Dingen zeigt. So scheint, anders als im post-mortalen Bereich, die «Consumption of Dying» weder redesigned noch entstigmatisiert, weder plural noch individuell gestaltet zu sein. Da Sterben explizit zum Leben und nicht zum Tod gehört, scheint dies unangemessen wie auch irritierend, vor allem wenn wir bedenken, dass individuelle Identitätskonstruktionen unter dem Einfluss einer Krankheit «massgeblich aus kollektiv typisierten und kulturell vermittelten narrativen Konstruktions- und Sinngebungsmustern zusammensetzen» (Marschewski 2007: 43).

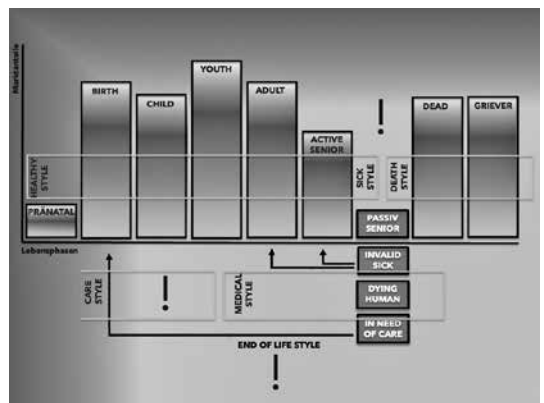


Abb. 6: Consumption of Lifestyles

Umso mehr empfiehlt es sich, bei der Betrachtung der gegenwärtigen Sterbekultur eine wenn auch provozierende Ordnung vorzunehmen und von Life-Styles/Health-Styles, End-of-Life-/ Death-Styles und Grief-Styles zu sprechen, um den Wandel des Todes fassbarer zu machen und Werte, Machtverhältnisse und Bedürfnisse einer postmortalen Gesellschaft besser zu verstehen. Denn so wird sichtbarer, dass der Konsum- und Gesundheitsmarkt unbewusst oder bewusst Menschen in schweren Situationen um ihre identitätssichernden Lebensstile «beraubt».

So entsteht eine Entfremdung von sich selbst und anderen, indem wir Menschen nur mit rein zweckorientierten medizinischen Angeboten konfrontieren. Diese gegenwärtige Versachlichung von Gesundheit und Sterben (Stetter 2021) werden unsere «Awareness of Dying» und die Zukunft des Todes massgeblich mitprägen und uns möglicherweise zu einem schnellen kostengünstigen Tod durch Exit überreden, da die Aussicht auf ein schönes selbstgestaltetes Danach gegenwärtig komplementär zur «schablonenhaften Hässlichkeit» (ebd.) des Davors steht. In diesem Sinne fokussiert meine angewandte Designforschung auf Produkte, Objekte und Dinge, die unserem Alltagsleben in der letzten Lebensphase dienen, die den Lebens- und Wohnraum Bett lebensweltlich bedienen und dem Lebensende eine würdevolle Gestalt verleihen. So ist das End-of-Life-Style-Brand «Final Studio» aus meiner Forschung erwachsen, eine Marke, die nicht Toten und ihren Angehörigen, sondern auch lebenden, schwerkranken Menschen einen individuellen Lebens- und Sterbestil zugesteht und Identität nicht als ein statisches Konstrukt, sondern als einen Prozess des «Werdens statt Seins» versteht, die sich gerade in Zeiten der Lebenskrisenbewältigung neu konstruieren muss. Deswegen möchte ich dem Recht auf Lebensqualität ein materiales und ästhetisches Sprachrohr geben und mit nachhaltig fürsorglichen Produkten Übergänge hautsinnlich begleiten. Schliesslich ist der Tod noch nicht abgeschafft und gesund, krank oder sterbend sein kein Ereignis, sondern ein lebensweltlicher Prozess und eine unvorhersehbare Reise in eine unbestimmte Zukunft durch unterschiedliche Gesundheitsstadien, Pflege- und Sterbesettings wie auch Health-Care-Märkte. (Abb. 7–10).



Abb. 7: Final Studio – End-of-Lifestyle-Produkte – Geschirr und Bekleidung

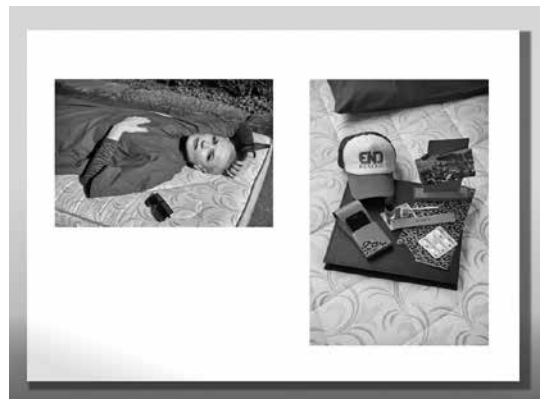


Abb. 8: Final Studio – End-of-Lifestyle-Produkte für den Lebensraum Bett (Bild: Mina Monsef)



Abb. 9: Final Studio – End-of-Lifestyle-Produkte für den Lebensraum Bett (Bild: Mina Monsef)



Abb. 10: Final Studio – End-of-Lifestyle-Produkte für den Lebensraum Bett (Foto Mina Monsef)

ABSTRACT:

CONSUMPTION OF DYING. LIFESTYLE-TRENDS FOR A CHANGING CULT OF DEATH

In modern (experience) societies, consumption is omnipresent. People consume as long as they live: increasingly individual, identity-securing and with growing demands for quality and meaning. But death is also changing and is currently being renegotiated through innovative technologies and other values. Author Bitten Stetter wishes to shed light on how this predicted «New Death» is materialising globally in the world of life. And she sees a contradiction in palliative care, which focuses on dying as an individual process and as part of life. For «undignified» products with which dying people (have to) surround themselves at the end of their lives are not adapted to their needs, but only to the working world of caregivers.

Keywords: palliative care, consumer culture, «new death», individualisation, experience society, end-of-lifestyle products, deathbeds



Bitten Stetter

Prof. Bitten Stetter ist diplomierte selbständige Designerin und Trendexpertin und Professorin für Trends & Identity. Sie leitet das Masterprogramm Trends & Identity im Master of Arts in Design an der Zürcher Hochschule der Künste, ist Mitglied des Institutes für Designforschung und Leiterin der Forschung innerhalb der Fachrichtung. Bitten Stetter ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der HKB im Rahmen des Forschungsprojektes «Sterbesettings». Sie forscht und gestaltet zum Thema Tod und Design und baut den Forschungsschwerpunkt Care Futures mit auf. bitten.stetter@zhdk.ch

Referenzen

Becher, Herbert J. (1971): *Georg Simmel. Die Grundlagen seiner Soziologie*. Stuttgart: Enke.

Beck, Ulrich, Wolfgang Bonss und Christoph Lau (2001): *Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme* (11–59), in: Ulrich Beck, Wolfgang Bonss (Hg.): *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Büsser, Harry (2020): «Der erste Mensch, der 1000 Jahre alt wird, wurde bereits geboren», in: <https://www.handelszeitung.ch/panorama/der-erste-mensch-der-1000-jahre-alt-wird-wurde-bereits-geboren> (aufgerufen am 25. Oktober 2020).

Cuthbertson, Anthony (2018): *Google AI can predict when people will die with 95 per cent accuracy – Medical Brain uses artificial intelligence algorithm to predict the likelihood of death of hospital patients*, in: <https://www.independent.co.uk/life-style/gadgets-and-tech/news/google-ai-predict-when-die-death-date-medical-brain-deepmind-a8405826.html> (aufgerufen am 01. Juni 2021).

Design Council (2018): *Reinventing death for the twenty-first century*. <https://www.designcouncil.org.uk> (aufgerufen am 15. Juli 2018).

Hall, Stuart (1980): «Cultural Studies and the Centre. Some Problematics and Problems» (15–47), in: Stuart Hall et al. (Hg.): *Culture, Media, Language*. London: Open University Press.

Kühn, Thomas und Kay-Volker Koschel (2010): *Die Bedeutung des Konsums für moderne Identitätskonstruktionen* (1–16), in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Unsichere Zeiten: Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen*. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lindner, Diana (2012): *Individualisierung und Optionenvielfalt*, in: Dies.: *Das gesollte Wollen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Manthorpe, Rowland und Jessica Smith (2015): *The New Death*. LS:N Global.

Marschewski, Marie-Amal (2007): *Narrative Identitätskonstruktionen und subjektives Krankheits-erleben in den Tagebuchaufzeichnungen erkrankter Menschen. Eine textrekonstruktive Analyse von Krankheitstagebüchern*. Wirtschafts- und verhaltenswissenschaftlichen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br.: Dissertation.

Mohr, Ernst (2020): *Die Produktion der Konsumgesellschaft*. Bielefeld: transcript.

Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Stetter, Bitten (2021): *Das letzte Hemd hat (noch) keine Taschen. Eine designanthropologische Untersuchung des Patientenhemdes*, in: Corina Caduff, Francis Müller, Eva Soom Ammann (Hg.): *Perspektiven auf Sterbesettings*. Zürich: Scheidegger & Spiess.

Trentemann, Frank (2016): *Empire of things: How We Became a World of Consumers, from the Fifteenth Century to the Twenty-First*. London: Penguin Books.



Eva Wandeler, nor here nor there - green, Stills aus Video hd, 7':23" loop, Baumwolle, thermochrome Farbe, 2021



DAS GRÜNE LEBENSENDE: STERBEN UND TOD ALS EIN ZURÜCK ZUR NATUR

Die Natur als Ressource für die Lebensgestaltung gewinnt auch im Sterben an Bedeutung und bringt Innovationen in der Architektur von Sterbeorten und neue Konzepte der Sepulkralkultur hervor. Inspiriert von einem im Spital geführten Interview mit einer Sterbenden geht der Beitrag der Frage nach, was für Visionen und Trends bei der Gestaltung des Lebensendes beobachtbar sind, die Leben, Sterben und Tod organisch verbinden. An Beispielen wird gezeigt, wie die Hospiz-Architektur «grüne Elemente» wie Heilgärten in ihre Gestaltung aufnimmt, und es werden futuristische Projekte vorgestellt, welche neue Bestattungstechniken propagieren, die Lebende und Tote ökologisch vereinigen.

Keywords: Sterben, End of Life Care, Next Nature, Neo-Ökologie, Zukunftsarchitektur

Gaudenz Metzger

«Next Nature» und «Neo-Ökologie»

Die schwerkranke Frau, die ich letzten Herbst wenige Tage vor ihrem Tod auf einer Palliative-Care-Station befragen durfte, erzählte von ihrer Naturbeziehung: «Ich war viel im Wald spazieren. Ich brauchte diese Ruhe des Waldes. [...] Das hat mir immer eine gute Energie geben. Wirklich. Das ganze Leben.»

Ihre Naturverbundenheit stand in Kontrast zum anonymen Spitalzimmer, in dem sie starb. Diese Beobachtung stiess mich an zu einer Recherche über Ideen, Konzepte und Visionen, welche die Sterbeerfahrung und die Sepulkralkultur wieder näher an die Natur heranführen wollen. «Natur» meint hier allerdings nicht so etwas wie einen (unberührten) Regenwald im Amazonas, sondern eine gestaltete Umwelt, in der über Design und Technologie zusammen mit natürlichen «Objekten» wie Gräsern, Blumen und Bäumen naturnahe Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten geschaffen werden. «Next Nature» heisst das dynamische Konzept, das den traditionellen Naturbegriff aufhebt (vgl. Van Mensvoort 2012: 36). Die Suche nach Naturerfahrungen ist längst ein gesellschaftlicher Trend: In einer 2020 durchgeführten Umfrage in Deutschland gaben knapp dreissig Prozent an, dass sie im Leben grossen Wert auf Naturerfahrung legen bzw. darauf, viel in der Natur zu sein.¹

Es ist davon auszugehen, dass sich der Umgang mit Sterben und Tod weiter individualisiert (vgl. Heller/Wegleitner 2008) und der Sterbeprozess und die Sepulkralkultur (vgl. Benkel 2020: 269–274) in Zukunft noch stärker auf die jeweiligen Wünsche und Werte der Sterbenden und ihrer Angehörigen zugeschnitten werden können. Die Palliative Care, die sich um schwerkranke Menschen in der letzten Lebensphase

¹ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/455678/umfrage/umfrage-in-deutschland-zur-bedeutung-von-naturerfahrung-im-leben/> (aufgerufen am 16. Februar 2020).

kümmert, hat sich diesem Ziel verschrieben.² Zugleich wird der Sterbeprozess entlang der jeweiligen situativen sozialen, institutionellen, ökonomischen und materiellen Bedingungen ausgestaltet und «gemacht» und von verschiedenen gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Vorstellungen eines «guten Sterbens» geleitet (Schneider 2014: 62). Es verwundert so gesehen nicht, dass der Megatrend «Neo-Ökologie», der Aspekte wie Achtsamkeit, Green-Tech oder Circular-Economy unter einem Hut vereint, in die Gestaltung des Lebensendes einfließt.³

Von Tastgärten und Tieren

Für die Frau war die Natur, wie sie selbst sagte, «fast wie eine Religion». Wie wird diese Hinwendung zur Natur als aktuelles gesellschaftliches Phänomen ins Sterben integriert? Die zeitgenössische Hospiz-Architektur und Tiere, die als Sterbebegleiter eingesetzt werden, zeigen Möglichkeiten dafür auf.

Die therapeutische Wirkung von «natürlichen Umgebungen» auf Kranke ist seit der Antike bekannt und fliesst in die Gestaltung und Architektur von Sterbeorten ein (vgl. Verdeber/Refuerzo 2006: 29). Beispiele dafür sind aufwendig gestaltete Gärten, die Möglichkeiten zur Erholung und Ruhe bieten und Sterbenden Trost, Kraft und Sinn spenden sollen (ebd.: 38). Im Hospice House in Wasau (USA) wurde eigens ein Heilgarten rund um das Haus angelegt, der in der Krisensituation des Sterbens eine positive Wirkung entfalten soll. Im AHI Hospiz in der Präfektur Aichi in Japan, das nach den Grundsätzen des Zen-Buddhismus gestaltet ist, gibt es einen kleinen Teich, der in das Haus zu fliessen scheint und die lebenspendende und lebenserhaltende Kraft des Wassers symbolisiert (ebd.: 35).

² Zum Leitbild der Palliative Care siehe: <https://www.palliative.ch/de/palliative-care/was-bedeutet-palliative-care/> (aufgerufen am 16. Februar 2020).

³ <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/mtglossar/neo-oekologie-glossar/>



Abb. 1: Garten des Hospice House in Wasau (USA), © Susan Murphy Jones (Quelle: <http://landscapesolutionsbysusanmurphy.com/healing-garden-at-hospice-house/> (aufgerufen am 17. Februar 2021))



Abb. 2: Eingangsbereich des AHI Hospiz in der Präfektur Aichi in Japan (Quelle: Verderber, Stephen und Ben J. Refuerzo (2006): *Innovations in Hospice Architecture*. New York: Tylor & Francis, S. 35)



Abb. 3: Dachgarten im Assisi Hospiz in Singapur, © Marc Tey (Quelle: <https://archello.com/project/assisi-hospice> (aufgerufen am 17. Februar 2021))

Das 2017 eröffnete Assisi Hospiz in Singapur will für Sterbende ein Umfeld schaffen, das so wenig wie möglich klinisch wirken soll.⁴ Die Gestaltung der Anlage ermöglicht Patientinnen den Blick vom Zimmer in die Natur, und für jene Patienten, die nach draussen gehen können, gibt es einen ‹Tastgarten› mit verschiedenen Pflanzen, die speziell ausgewählt wurden, um die Sinne der Sterbenden zu stimulieren.

⁴ <https://archello.com/project/assisi-hospice> (aufgerufen am 17. Februar 2021).

Neben dem Einbezug von ‹grünen Elementen› in die architektonische Gestaltung von Sterbesettings, die einen positiven psychologischen Effekt versprechen, können auch Tiere eine wichtige Rolle bei der Sterbegleitung übernehmen. Diese werden etwa als unterstützende Begleiter einer Schmerz- und Physiotherapie und als sozialpsychologische Kommunikatoren und stille Begleiter eingesetzt (Thönnies 2017: 92). Sterbende erfahren durch Tiere emotionale und körperliche Zuneigung, und durch ihre Anwesenheit äussern sich negative Emotionen wie Angst, Einsamkeit oder Depression weniger stark (ebd.: 99). Das Angebot tiergestützter Therapie im Sterben ist noch nicht ausgebaut, aber das Thema gewinnt an Aufmerksamkeit (vgl. ebd.: 92).

Auf ewig verschmolzen mit der Natur

Das Sterben sei, wie die Frau erzählte, ‹ein Zurückgehen in meine Natur›. Das verwendete Possessivpronomen zeigt an, dass die Natur für sie kein Objekt darstellte, dem der Mensch erhaben gegenübersteht. Sie kann als Ort einer ursprünglichen Verbindung, der Vereinigung und des Aufgehobenseins, des Werdens und des Vergehens interpretiert werden. Die Frau wünschte, nach ihrem Tod kremiert zu werden. Indes experimentiert die heutige Bestattungskultur mit Technologien, welche die (Wieder-)Verschmelzung des Menschen mit der Erde weitertreiben. Der Mensch wird dabei zu einer Biomasse wie weggeworfene Fruchtschale, Kuhmist oder Holz und geht nach dem Tod symbiotische Beziehungen mit anderen Lebewesen ein. Im sogenannten *Mushroom Death Suit*, einem Projekt der Künstlerin Jae Rhim Lee, wird der Körper von Pilzsporen zersetzt und dessen toxischer Ballast abgebaut.⁵ Diese alternative Form der Bestattung ist am Puls der Zeit: Nachhaltigkeit und Ökologie sowie der Wunsch nach mehr Nähe zur Natur sind im holistischen Konzept zu einer Idee vereint. Einen ähnlichen Ansatz verfolgen die Architekten und Designer Manuel Alejandro Suárez Hernández und Haruka Tonegawa mit ihrem Friedhof der Zukunft. Das Projekt *The Story of Atoms* sieht einen nachhaltigen Bestattungsort vor, an dem die Verstorbenen mit einer neuen Technologie, die gemäss den Architekten bereits existiert, kompostiert werden (vgl. Suárez Hernández/Tonegawa 2019: o. S.). Zugleich ist der Friedhof ein Ort des sozialen Austausches und des Lernens, in dem der Wald und die Blumen, die allmählich aus dem Humus der kompostierten Personen wachsen, Gedanken über Leben und Tod stimulieren sollen (vgl. ebd.: o. S.). Eine architektonische Vision, die sich mit der Gestaltung von Urnengräbern und Gedächtniskultur auseinandersetzt, nimmt ebenfalls Anleihen bei der Natur. *Forst of Memorization* entwirft einen durchlässigen Raum mit an Säulen angebrachten Urnennischen, der an die

⁵ <https://v2.nl/archive/works/the-mushroom-death-suit>

natürliche Struktur eines Waldes erinnert und gemäß den jungen Initianten mehr individuelle und private Möglichkeiten zu Bestattungsritualen bietet soll (vgl. Becher/Schinke 2016: o. S.). In allen drei vorgestellten Projekten wird ein integratives Verhältnis zu Sterben und Tod sichtbar, das den sozialen Erfahrungs- und Handlungsraum der Lebenden dem Reich der Toten annähert und ihre Separierung, die in den modernen Gesellschaften vollzogen wurde (vgl. Ariès 1974; Nassehi/Weber 1987; Walter 2020), aufhebt. Das «grüne» Lebensende wird dabei zu einer Verheissung eines Lebens in der Natur selbst nach dem Tod.

**ABSTRACT:
THE GREEN END TO LIFE: DEATH AND DYING AS
A RETURN TO NATURE**

Nature as a resource for shaping life is also gaining importance in dying and is producing innovations in the architecture of places of death and new concepts of sepulchral culture. Inspired by an interview with a dying person conducted in hospital, the article explores the question of what visions and trends can be observed in the design of the end of life that organically connect living, dying and death. Examples show how hospice architecture incorporates «green elements» such as healing gardens into its design, and futuristic projects are presented that propagate new burial techniques ecologically uniting the living and the dead.

Keywords: dying, end-of-life care, next nature, neo-ecology, future architecture



Abb. 4: Lee, Jae Rhim. Mushroom Death Suit (2012)
(Quelle: <https://v2.nl/archive/works/the-mushroom-death-suit> (aufgerufen am 17. Februar 2021))

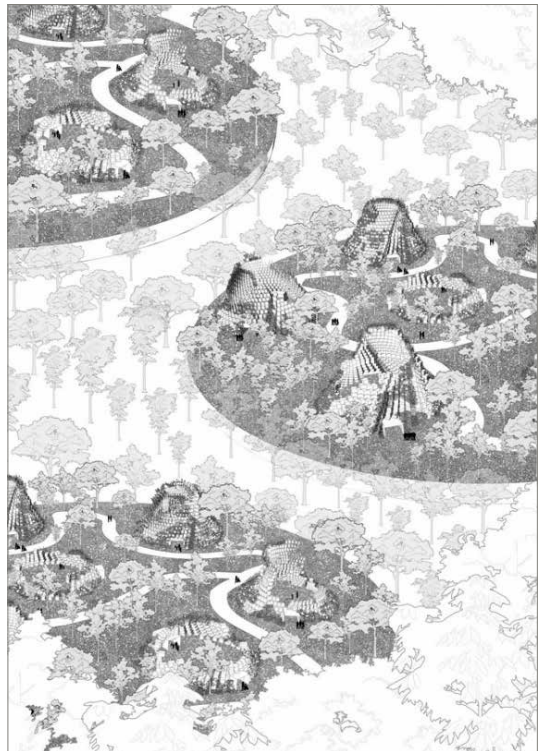


Abb. 5: Suárez, Manuel Alejandro, Tōnegawa, Haruka. The Story of Atoms (2019) (Quelle: [https://www.nonarchitecture.eu/portfolio/the-story-of-atoms/#lightbox\[group-126571\]/2/](https://www.nonarchitecture.eu/portfolio/the-story-of-atoms/#lightbox[group-126571]/2/) (aufgerufen am 17. Februar 2021))



Abb. 6: Blecher, Marco, Schinke, Dominik. Forest of Memorization (2016)
(Quelle: <https://futurearchitectureplatform.org/projects/ba3cccc8-6023-4fb1-9741-b660822c3554/> (aufgerufen am 17. Februar 2021))



Gaudenz Metzger

Gaudenz Metzger studierte Philosophie, Kunstgeschichte und Fotografie in Zürich, Boston und Basel. Seit 2020 ist er Doktorand im SNF-Projekt «Sterbe-settings. Eine interdisziplinäre Perspektive 2020–2023» an der Zürcher Hochschule der Künste ZHdK. Von 2012–2019 arbeitete er als Assistent und Dozent im Fachbereich Fotografie an der F+F Schule für Kunst und Design in Zürich. Zudem war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am New Media Center der Universität Basel und Beauftragter Digital Learning an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW. gaudenz.metzger@zhdk.ch

Referenzen

Ariès, Philippe (1976): *Western Attitudes Towards Death. From the Middle Ages to the Present*. London: Marion Boyars Publishers Ltd.

Benkel, Thorsten (2020): *Transzendenz im Diesseits. Zur korrespondierenden Transformation lebensweltlicher und religiöser Sinnangebote* (259–277), in: Bernd Schnettler, Thorsten Szydlík, Helen Pach (Hg.): *Religiöse Kommunikation und weltanschauliches Wissen. Kommunikative Konstruktionen unabweislicher Gewissheiten und ihre gesellschaftlichen Wirkungen*, Wiesbaden: Springer VS.

Blecher, Marco und Dominik Schinke (2019): *Forest of Memorization*, in: <https://futurearchitectureplatform.org/projects/ba3cccc8-6023-4fb1-9741-b660822c3554/> (aufgerufen am 18. Februar 2021).

Heller, Andreas und Klaus Wegleitner (2017): *Sterben und Tod im gesellschaftlichen Wandel*, in: *Bundesgesundheitsblatt* 60, 11–17. <https://doi.org/10.1007/s00103-016-2484-7> (aufgerufen am 17. Februar 2021).

Nassehi, Armin und Georg Weber (1989): *Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung*. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH.

Schneider, Werner (2014): *Sterbewelten. Ethnographische und (dispositivanalytische) Forschung zum Lebende* (51–138), in: Martin W. Schnell, Werner Schneider, Harald Kolbe (Hg.): *Sterbewelten. Eine Ethnographie*. Wiesbaden: Springer VS.

Suárez Hernández, Manuel Alejandro und Haruka Tonegawa (2019): *The Story of Atoms*, in: [https://www.nonarchitecture.eu/portfolio/the-story-of-atoms/#lightbox\[group-126571\]/2/](https://www.nonarchitecture.eu/portfolio/the-story-of-atoms/#lightbox[group-126571]/2/) (aufgerufen am 17. Februar 2020).

Thönnès, Michaela und Nina Jakoby (2017): *Tiere als Sterbebegleiter: Eine symbolisch-Interaktionistische Perspektive* (91–111), in: Nina Jakoby, Michaela Thönnès (Hg.): *Zur Soziologie des Sterbens: aktuelle theoretische und empirische Beiträge*. Wiesbaden: Springer VS.

Van Mensvoort, Koert und Hendrik-Jan Grievink (2012): *Next Nature*. New York/Barcelona: Actar Publishers.

Verderber, Stephen und Ben J. Refuerzo (2006): *Innovations in Hospice Architecture*. New York: Tylor & Francis.

Walter, Tony (2020): *Death in the Modern World*. London: Sage Publications Ltd.

WHO'S GOING TO CARE? DIE ZUKUNFT VON PALLIATIVE CARE ZWISCHEN FACHKRÄFTEMANGEL UND PFLEGEROBOTERN

Angesichts des erwarteten Mangels von mehr als 100'000 Pflegefachpersonen bis 2030 stellt sich die Frage, wer in Zukunft die Pflege am Lebensende übernehmen wird. Während ein breiter Einsatz von Pflegerobotern in der Schweiz noch undenkbar scheint, hat bspw. die Robbe PARO bereits Einzug in schweizerische Pflegeheime gefunden. Doch wie kann die Rolle von Pflegerobotern in der Palliative Care gedacht werden, einem Bereich der Gesundheitsversorgung, der sich durch den Verzicht auf hoch-technologische Maschinen auszeichnet und in dem soziale wie auch emotionale Kommunikation und Intelligenz zentral für pflegerisches Handeln sind?

Keywords: Demografischer Wandel, Palliative Care, Robocare, Technologie, Zukunft

Julia Rehsman und Eva Soom Ammann

«Der Palliative Care gehört die Zukunft» (Meissner 2021: 5), schreibt die Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für Palliative Medizin, Pflege und Begleitung in ihrer aktuellen Ausgabe. «Ihr muss sogar die Zukunft gehören», wird weiter ausgeführt, da der demografische Wandel in der Schweiz mit der damit einhergehenden zunehmenden Alterung der Gesellschaft bedeutet, dass immer mehr Menschen am Lebensende palliative Versorgung benötigen werden.

Die Wahrscheinlichkeit, dass wir ein langes, gesundes Leben führen und erst im hochbetagten Alter sterben, hat historisch gesehen enorm zugenommen. Auch mit chronischen und degenerativen Erkrankungen kann man heutzutage noch Jahre, gar Jahrzehnte gut weiterleben. Allerdings brauchen wir, wenn wir älter werden, zunehmend auch Pflege, Betreuung, Unterstützung – wir brauchen «Care». Und diese Care ist, je näher am Lebensende, je deutlicher, palliativ ausgerichtet: Es geht nicht mehr um Heilung und Wiederherstellung (Kuration), sondern um Lebensqualität und Leidenslinderung (Palliation), also um ein möglichst gutes Leben mit gesundheitlichen Einschränkungen bis zum Tod. Damit gewinnt die ganzheitliche, kontinuierlich erbrachte professionelle Begleitung durch Pflege- und Gesundheitsfachpersonen am Lebensende – die Palliative Care – zunehmend an Bedeutung.

Die Position, dass Palliative Care ausgebaut werden muss und für eine gegenwärtige und zukünftige Versorgung mehr Ressourcen benötigt, wird ebenso in einem aktuellen Bericht des Bundesrates vertreten (BAG 2020). Die Frage, die sich in dieser Hinsicht allerdings aufdrängt, ist: Wer soll diese Pflege leisten,

wenn bis 2030, also in unmittelbarer Zukunft, ein Mangel von mehr als 100'000 Pflegefachpersonen zu erwarten ist (Golz und Hahn 2020)? Wie kann und soll diese Zukunft aussehen, die, wie postuliert wird, der Palliative Care gehört bzw. gehören muss? Es gibt also Handlungsbedarf. Hier geht es nicht nur um Fragen der Gesundheitsversorgung (auch wenn dies auf den ersten Blick vielleicht so scheinen möchte), sondern um grundlegende gesellschaftliche Themen wie Alter, Gemeinschaft und Lebensqualität. Wie wollen wir als alternde Gesellschaft versorgt werden? Wie (und von wem) wollen wir am Lebensende gepflegt werden? Wie wollen wir sterben? Diese Zukunft, in der die Palliative Care einen zentralen Bereich der Versorgung unserer alternden Gesellschaft einnimmt und einnehmen soll, ist im Entstehen und Werden. Wie genau diese Palliative Care der Zukunft allerdings aussehen wird und wie sich die drohenden Engpässe an pflegerischem Personal auf diese Versorgung auswirken werden, wissen wir nicht. Durch politische Massnahmen und gemeinnützige Projekte werden gegenwärtig die Weichen in Richtung «mehr» Palliative Care gelegt – die «Form», die diese in den kommenden Jahren annehmen wird, ist von Entscheidungen in unserer unmittelbaren Gegenwart abhängig. Es gibt also Raum für Einflussnahme sowie Gestaltungspotenzial, welche Art der Versorgung am Lebensende wir uns wünschen und in welcher Form die Palliative Care der Zukunft realisiert werden soll.

Super-aging Japan

Um Inspiration für die Auseinandersetzung mit dieser Frage zu finden, möchten wir nun einen Blick nach

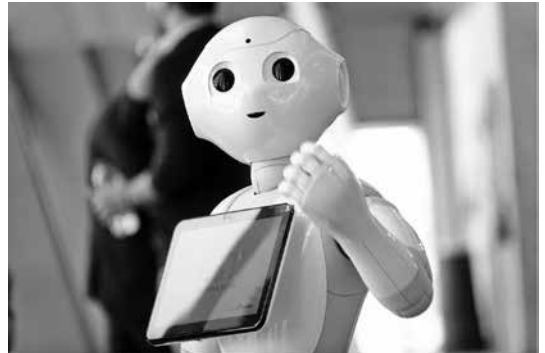
Japan werfen. Japan bietet aus zweifacher Hinsicht einen interessanten Referenzrahmen, um sich mit der Thematik «Palliative Care der Zukunft» auseinanderzusetzen: Erstens weist die japanische Gesellschaft im globalen Vergleich die älteste Bevölkerung auf. Ein Trend, der nicht nachlässt, sondern weiter ansteigt – die japanische Bevölkerung ist «super-aging» (Marumatsu und Akiyama 2011). Zweitens bietet Japan neben diesen demografischen Besonderheiten aufgrund von Entwicklungen im Bereich Technologisierung und Digitalisierung weitere Inspiration, um über Fragen der Zukunft nachzudenken. In technologischer Hinsicht weit entwickelt und mit einer technophileren Bevölkerung als viele mitteleuropäische Länder, wirkt der europäische bzw. schweizerische Blick nach Japan oft wie ein Blick in die Zukunft und bietet dadurch Inspiration, gegenwärtige Entwicklungen im Bereich der (Gesundheits-)Technologien zu beobachten und davon ausgehend zukünftige Szenarien zu imaginieren.

Was für einen Umgang findet Japan nun also mit dem Care-Bedarf seiner «super-aging society»? Wer soll/kann/darf die Pflege der zunehmend alternden Bevölkerung übernehmen, und wer sorgt für ein würdevolles Lebensende und begleitet dieses im Sinne der Palliative Care? Diese Fragen bleiben auch im japanischen Kontext offen und ungelöst, werden aber angesichts eines Mangels an Pflegefachpersonen immer drängender. Interessant zu sehen ist, dass sich hier Trends festmachen lassen, die sich von denjenigen in Europa unterscheiden. Während, um dem Fachkräftemangel in der Pflege zu begegnen, in vielen europäischen Staaten, im Spital-Kontext wie auch der Heimpflege, auf ausländische Pflegekräfte zurückgegriffen wird, ist dies eine Entwicklung, die in Japan mit seiner Anti-Immigrationspolitik (bisher) nicht stattgefunden hat. Anders als in Europa finden in japanischen Pflegeheimen und Spitälern Roboter Einzug, die den Mangel an Pflegefachpersonen abfedern und ausgleichen sollen.¹

Robotopia und Robocare

Diese Pflegeroboter, die auch als soziale oder emotionale Roboter bezeichnet werden, variieren in Form, Funktion und Menschenähnlichkeit sowie in ihren sozial-empathischen Kompetenzen. Während humanoide Roboter wie bspw. PEPPER in europäischen Gesundheitsinstitutionen und Pflegeheimen noch nicht zu finden sind, ist der in Form einer Babyrobbe gestaltete Roboter PARO bereits vereinzelt in schweizerischen Pflegeheimen im therapeutischen Einsatz (Becker et al. 2012; Häni, Gianora und Thilo 2020). Ursprünglich als Unterstützung in der Betreuung von Menschen mit Demenz entwickelt, findet PARO auch bereits in der Kinder- und Jugendpsychiatrie Verwendung (Gianora 2018). Sowohl PARO als auch PEPPER

sind als emotionale Roboter konzipiert, die auf Geräusche, Berührung und Sprache reagieren, Personen und Situationen wiedererkennen und in PEPPERs Fall auch Emotionen erkennen und darauf eingehen können. Die Akzeptanz von Robotern und künstlicher Intelligenz ist eng verwoben mit der Form, in der sie Menschen gegenübertritt. Auch wenn Roboter humanoid gestaltet werden, lösen solche, die zu menschenähnlich konzipiert wurden, beim menschlichen Gegenüber meist Unbehagen aus (Mori 2012). Ein Aspekt, der bei Robotern mit tierischem Design anscheinend weniger ausgeprägt ist, wie die breite Akzeptanz der Roboter-Robbe PARO zeigt.



Humanoider Pflegeroboter Pepper (Fotocredit: Shutterstock)



Therapie-Roboter Paro (Fotocredit: Shutterstock)

Gegenwärtig sind solche Typen von Robotern begleitend zu menschlichen Pflegefachpersonen im Einsatz, sie sind eine unterstützende Massnahme, die es offenbar benötigt, da nicht genügend Menschen in der Pflege ausgebildet werden beziehungsweise nach der Ausbildung im Beruf bleiben (Golz und Hahn 2020). Pflegefachkräfte fehlen am Arbeitsmarkt – in «Robotopia» Japan (Wagner 2013) wie auch hierzulande. Doch können robotische Hände, selbst wenn sie «menschlichen Händen nachempfunden»² sind, leisten, was menschliche Hände in der Pflege leisten? «Gute» Pflege wird oft durch ihre menschlichen Qualitäten definiert, die Raum für individuelle Gestaltung, Gespräche und Berührungen lassen (Van Dongen und Elema 2001). Können Roboter eine solche Care leisten? Sollen sie das überhaupt können? Vielleicht ist die Bewertung von «Robocare» im Vergleich

¹ <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/101731/Japan-setzt-verstaerkt-auf-Pflegeroboter-und-kuenstliche-Intelligenz>

² <https://www.probo-robotics.at/de/pepper-daten-fakten/>



Palliative Sedation mit Dormicum (Fotocredit: Shutterstock)

zu menschlicher Care als «good care» par excellence auch wenig zielführend, wenn menschliche Pflegefachpersonen fehlen. Vielleicht brauchen wir sie in Zukunft schlichtweg, um die dringend benötigte Care überhaupt zu bewältigen. Vielleicht ist «Robocare» immer noch besser als gar keine Care. Wie aktuelle Forschungen zeigen, werden Roboter in der Pflege erstaunlich gut akzeptiert, wenn die menschlichen Alternativen rar werden – und in manchen Fällen entwickeln Menschen in ihrem Umgang mit Pflegerobotern auch emotionale Beziehungen (Aronsson 2021; Gianora 2018). Die Fragen, die sich hier stellen, fokussieren weniger auf die Bewertung von Robocare als «gut» oder «schlecht», sondern darauf, welche neuen Beziehungen, Bedeutungen und Praktiken durch diese Entwicklungen im Zusammenleben von Menschen und Robotern entstehen.

Mehr oder weniger Mensch?

In welche Richtungen können wir eine Palliative Care der Zukunft im Kontext eines Mangels an menschlichem Pflegepersonal also denken? Während Pflegeroboter eine mögliche Antwort auf diesen Mangel darstellen, die dort ansetzt, wo Pflege geleistet wird, kann der Blickwinkel auch auf die Personen gerichtet werden, die am Lebensende gepflegt werden müssen/wollen. Auch hier liefern gegenwärtige Trends einen Blick in mögliche Zukünfte: So hat sich laut einer Studie aus dem Jahr 2013 in der Schweiz die Zahl an Menschen, die unter einer kontinuierlichen tiefen Sedation verstarben, also unter medikamentöser Ausschaltung ihrer bewussten Wahrnehmung, im letzten Jahrzehnt vervierfacht (Ziegler et al. 2018). Ein Trend, der in Japan ebenso festzustellen ist, wo die Sedations-Rate, so wurde uns von schweizerischen Pflegefachpersonen erzählt,³ noch höher liegt als hierzulande. Wird dieser Trend zunehmen, wenn es an Pflegefachpersonen mangelt? Ist dies die Zukunft der Palliative Care? Sedierte, bewusstlose Patientinnen und Patienten am Lebensende, in «intelligenten» Spitalbetten, die ein Umlagern überflüssig machen, angehängt an hocheffiziente automatisierte

Schmerzpumpen und versorgt von humanoiden Pflegerobotern?

Wenn wir uns das vorstellen, brauchen wir in Zukunft vielleicht auch gar keine Spitäler mehr am Lebensende. Vielleicht stellt der Ausbau von Telemedizin auch am Lebensende in gewisser Hinsicht einen weiteren Ausweg aus dem Mangel an Gesundheitsfachpersonen dar. Während Telemedizin auch in der Schweiz vermehrt Anwendung findet und Krankenversicherungen für deren Inanspruchnahme finanzielle Anreize in Form von vergünstigten Beiträgen bieten, denken japanische Informatiker und Informatikerinnen den Ausbau der Telemedizin bereits weiter, bis hin zu sogenannten «hyper» oder «virtual hospitals» (Takahashi 2001) – Spitälern, die vorrangig im Cyberspace verortet werden. Vielleicht kommt damit ja auch das Spital zu uns nach Hause, vielleicht haben wir in Zukunft nicht nur die Möglichkeit, mit kleineren gesundheitlichen Einschränkungen zu Hause versorgt zu werden, sondern können auch aufwändigere Behandlungen sowie umfassendere Care zu Hause per virtueller hochspezialisierter Gesundheitsversorgung beziehen. Und damit auch in komplexen Situationen am Lebensende zu Hause palliativ versorgt werden. Wäre das eine Chance auf ein besseres Sterben? Im eigenen Zuhause, umgeben von unseren Liebsten? Vielleicht auch umgeben von unseren lieb gewonnenen Pflegerobotern, die wir als Teil unseres Familien- und Freundeskreises am Sterbebett nicht missen wollen?

Stellen diese unterschiedlichen Entwicklungen, die auf den ersten Blick ein «weniger an Menschen» bedeuten und so mögliche Antworten auf den Mangel an Pflegefachpersonen liefern, nun die Zukunft der Palliative Care dar? Oder liegt die Zukunft der Versorgung am Lebensende vielleicht auch in der Ausgliederung des Sterbens aus der Gesundheitsversorgung, in der breiteren Verortung von Care in der Gemeinschaft, in sogenannten *Caring Communities* (Klie 2009)? Technologie könnte durchaus auch dazu beitragen, dass Care nicht knapper wird, sondern dass wieder mehr Zeit dafür frei wird. Nicht nur im privaten und zivilgesellschaftlichen Kontext, sondern auch in professionellen Feldern der Gesundheitsversorgung, insbesondere bei Pflegefachpersonen. Die grosse Beliebtheit der pflegerischen Spezialisierung Palliative Care, die hohe Motivation der Pflegefachpersonen, in diesem Feld zu arbeiten und sich als Teil von *Caring Communities* zu verstehen, verweisen durchaus auch auf dieses Potenzial: Roboter in der Pflege können, klug eingesetzt, Pflegefachpersonen vielleicht auch mehr Freiraum schaffen, um sich den menschlichen Aspekten von Care wieder umfassender widmen zu können.

Imaginationen von Zukunftsszenarien halten aktuellen Entwicklungen einen Spiegel vor, reflektieren die Gegenwart und bieten dadurch auch Raum, die Zukunft durch gegenwärtige Entscheidungen

³ Wir nehmen hier Bezug auf die ethnografische Forschung, die wir gegenwärtig im Rahmen des Projektes «Sterbesettings» (SNF-Beitrag Nr. 188869) in einem Zentrum für Palliative Care durchführen. www.sterbesettings.ch

zu gestalten. Während in der einen Zukunftsvision die Verlagerung von Care und Expertise in die menschenähnlichen «Hände» von emotionalen Pflegerobotern gelegt oder gar ganz in den virtuellen Raum verlagert wird, wird diese in *Caring Communities* unabhängig von Spezialisierung und Technologisierung im Sinne von Nachbarschaftshilfen und gezielter professioneller Unterstützung zu Hause lebensweltlich eingebunden «gelebt». Klingt nach Science Fiction? Wir werden sehen.

ABSTRACT:

WHO'S GOING TO CARE? THE FUTURE OF PALLIATIVE CARE BETWEEN NURSING SHORTAGE AND CARE ROBOTS

In view of the expected shortage of more than 100,000 nurses by 2030, the question arises as to who will provide end-of-life care in the future. While, in Switzerland, the widespread use of care robots still seems unthinkable, baby seal PARO, for example, has already found its way into Swiss nursing homes. But how can the role of nursing robots be conceived in palliative care, an area of health care that is characterised by the absence of high-tech machines and in which social as well as emotional communication and intelligence are central to nursing action?

Keywords: demographic change, future, palliative care, Robocare, technology



Julia Rehschmann

Die Sozialanthropologin Julia Rehschmann arbeitet zu Fragen rund um Temporalität, Technologie und Materialität im Kontext von Palliative Care und Transplantationsmedizin. Sie ist Postdoc am Departement Gesundheit der Berner Fachhochschule BFH und führt in dem interdisziplinären SNF-Projekt «Sterbesettings» (Projekt Nr. 188869) eine ethnografische Forschung zu Palliative Care in der Schweiz durch. Gemeinsam mit Sarah Hildebrand, Gerhild Perli und Veronika Siegl veröffentlichte sie das Buch «Hope», eine Kollaboration zwischen Sozialanthropologie, Fotografie und Literatur. julia.rehschmann@bfh.ch



Eva Soom Ammann

Eva Soom Ammann ist Sozialanthropologin und Gesundheitswissenschaftlerin. Sie ist Dozentin an der Berner Fachhochschule BFH, Departement Gesundheit, Fachbereich Pflege, und leitet das Innovationsfeld Psychosoziale Gesundheit in der angewandten Forschung und Entwicklung Pflege. Ihre eigene Forschung fokussiert auf Diversität und Chancengleichheit, insbesondere bei benachteiligten Bevölkerungsgruppen, im Alter und am Lebensende. Neben dem SNF-Projekt «Sterbesettings» (Projekt Nr. 188869) zur Gestaltung des Lebensendes in der Palliative Care ist sie zurzeit unter anderem auch mit ethnografischen SNF-Projekten zur Diversität im Altersheim (Caring about Diversities) und zu mentaler Gesundheit bei Obdachlosen und Sans-Papiers (ReachOut) forschend tätig. eva.soomammann@bfh.ch

Referenzen

- Aronsson, Anne (2021): *Social Robots in Elder Care in Contemporary Japan: Rethinking the Human Ethnographic Experience in Terms of the Nonhuman*. Konferenzbeitrag bei der Jahrestagung der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft (SAA/SSE/SEG), Online-Event, 22–24. April.
- BAG Bundesamt für Gesundheit: *Bessere Betreuung und Behandlung von Menschen am Lebensende*. Bericht des Bundesrates in Erfüllung des Postulates 18.3384 der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit des Ständerats (SGK-SR) vom 26.4.2018, Bern: BAG, 2020.
- Becker, Heidrun, Mandy Scheermesser, Michael Früh, Yvonne Treusch, Holger Auerbach, Richard Hüppi und Flurina Meier (2012): *Robotik in Betreuung und Gesundheitsversorgung*. TA-SWISS, Zentrum für Technologiefolgen-Abschätzung (Hg.). Zürich: vdf Hochschulverlag AG der ETH Zürich.
- Gianora, Sarah (2018): *Einsatz der Robbe PARO in der Kinder- und Jugendpsychiatrie – Auswirkungen auf das Wohlbefinden und die soziale Interaktion*. (Unveröffentlichte Masterarbeit) Berner Fachhochschule Gesundheit.
- Golz, Christoph und Sabine Hahn (2020): *Nachhaltige Lösungen zum Personalerhalt in der Pflege sind nötig*. <https://blog-cnhw.ch/nachhaltige-loesungen/>
- Häni, Karin, Sarah Gianora und Friederike J. S. Thilo (2020): *PARO – ein Roboter für emotionale Momente*. <https://www.societybyte.swiss/2020/06/23/paro-ein-roboter-fuer-emotionale-momente/>
- Klie, Thomas (2009): *Caring Community: Auf dem Weg in eine sorgende Gemeinschaft?* (269–286), in: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): *Kulturen des Alterns: Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Muramatsu, Naoko und Hiroko Akiyama (2011): *Japan: Super-Aging Society Preparing for the Future*, in: *The Gerontologist* 51 (4), 425–432. doi:10.1093/geront/gnr067.
- Meissner, Gabriela (2021): *Editorial*, in: *palliative.ch* 1, 5.
- Mori, Masahiro (2012): *The Uncanny Valley: The Original*. <https://spectrum.ieee.org/automaton/robotics/humanoids/the-uncanny-valley>
- Takahashi, Takashi (2001): *The present and future of telemedicine in Japan*, in: *International Journal of Medical Informatics* 61 (2), 131–137. doi:10.1016/S1386-5056(01)00135-6.
- Van Dongen, Els und Riekje Elema (2001): *The art of touching: The culture of body work in nursing*, in: *Anthropology & Medicine* 8 (2–3), 149–162. doi:10.1080/13648470120101345.
- Wagner, Cosima (2013): *Robotopia Nipponica – Recherchen zur Akzeptanz von Robotern in Japan*. Marburg: Tectum Verlag.
- Ziegler, Sarah, Margareta Schmid, Matthias Bopp, Georg Bosshard und Milo Alan Puhan (2018): *Continuous Deep Sedation Until Death – a Swiss Death Certificate Study*, in: *Journal of General Internal Medicine* 33 (7), 1052–1059. doi:10.1007/s11606-018-4401-2.



Eva Wandeler, nor here nor there - purple, Stills aus Video hd, 7:23" loop, Baumwolle, thermochrome Farbe, 2021



NEUE BILDER ZUM LEBENSENDE: ÜBER DIE WIRKUNG UND NEU- GESTALTUNG VON STOCKBILDERN IM BEREICH PALLIATIVE CARE

Stockbilder zu den Suchbegriffen «Lebensende», «Sterben» oder «Palliative Care» zeigen uns Lebens- und Sterbewelten, die frei von Schmerzen und einem einsamen Sterben zu sein scheinen. Dabei entfalten diese Bilder ihre spezielle Wirkungsweise durch eine Bildrhetorik, die uns eine inszenierte Version einer Sterbewelt und dadurch eine sehr verharmlosende Vorstellung des Lebensendes zeigt. Ein Neuentwurf dieser Bildwelten könnte den Zielgruppen wie Patientinnen und Patienten, Angehörigen und Medienschaffenden nicht nur zu einem offeneren Umgang mit dem Lebensende verhelfen, sondern auch die Angst vor der Hilfslosigkeit am Lebensende und des einsamen Sterbens verringern. Auch für Gesundheitsinstitutionen könnte es in Zukunft wichtig werden, zu hinterfragen, mit welchen Bildwelten und Bildkonzepten sie ihre Versorgungseinrichtungen in Kommunikationsanwendungen und anderen Kontexten präsentieren.

Keywords: Palliative Care, Stockfotografie, Visuelle Rhetorik, Designethnografie

Tina Braun

Dass Visualisierungen zum Thema «Sterben», «Trauer» und «Palliative Care» ein schwieriges Unterfangen sind, zeigte im Jahr 2019 ein Cover des Geo-Magazins zum Thema «Wie wir mit dem Tod umgehen» (2019, Ausgabe Nr. 60). Auf dem Cover abgebildet sieht man nebst dem Titel zwei an einem Strand angezündete Kerzen, im Hintergrund, wie die Sonne an einem bewölkten Himmel über dem Meer untergeht. Kerzen, bewölkter Himmel, Blumen und einsame Wege in der Natur sind oft gewählte Darstellungen, wenn es um das Thema Sterben, Tod und Abschied geht. Es scheint als wollten diese Bilder ein wenig Hoffnung in die tristen Tage bringen, an denen wir um Angehörige oder Freunde trauern. Dass sich diese Bilder dabei permanent visueller Klischees bedienen, scheint fast niemanden zu stören.

Visualisierungen von Sterben und Tod

Wir alle haben gesellschaftlich konstruierte Bilder internalisiert, wenn es um die Themen «Sterben» und «Lebensende» geht. Allein schon Trauerkarten zeigen diesbezüglich eine Vielfalt an solchen Darstellungen: Die Bildsujets reichen von sich auflösenden Pusteblumen, nebligen Wäldern, Ästen, von denen die Blätter abfallen, oder den soeben benannten Sonnenuntergängen. Geht das Leben zu Ende, dann geht die Sonne unter und der Nebel zieht auf.

Während dieses eben vorgestellte Bildsujet vor allem das Thema «Trauer» visualisiert, wird es schwieriger, wenn es um den eigentlichen Sterbeprozess geht: Wie stellen wir auf eine ethisch und ästhetisch

vertretbare Weise dar, wenn jemand stirbt? Wie stellen wir einen Sterbeprozess dar, der sowohl für die Sterbenden als auch für die Angehörigen schmerzhaft ist und auch fernab vom «guten Sterben» (Schneider 2014: 60) stattfinden kann?

Versucht man sich selbst sein eigenes Lebensende vorzustellen, so wird schnell klar, wie schwierig es ist, diese Vorstellung in Bilder zu übersetzen. In meinem persönlichen Wunschscenario verbringe ich meine letzten Tage in Bergen oder am Meer, mit Blick in die Weite und ohne Schmerzen. Diese in der Tat sehr träumerische Imagination ist ein Gegenentwurf zu dem, was ich eventuell einmal erleben werde: einen Tropf mit einer Kanüle, die in meinen Arm führt, den Bettgalgen, der mir vor der Nase baumeln wird, vielleicht sogar einen Nachtopf, der neben meinem Bett steht. Wenn ich Glück habe, werde ich einen Blick aus dem Fenster ins Grüne werfen können. Wenn ich Pech habe, sehe ich allenfalls die graue Häuserfassade des angrenzenden Gebäudes gegenüber.

Stockbilder – inszenierte Sterbewelten

Auch die Stockfotografie – gemeint sind hier für kommerzielle Zwecke und auf Vorrat hergestellte Bilder, die von Agenturen in Datenbanken archiviert und über das Internet verkauft werden – hat zu den Themen und Begriffen «Sterben», «Lebensende» und «Palliativ Care» ihre eigenen Bildwelten entworfen. So unterschiedlich, wie sich unsere letzte Lebensphase gestalten wird, so vielfältig sind die ikonischen Repräsentationen, die bei Stockagenturen zu

den Begriffen «Palliativ Care» und «Sterben» zu finden sind: eine junge Frau, die einer älteren Patientin eine Decke umhängt, eine Angehörige, die Stirn an Stirn ihre bettlägerige Mutter begrüsst. Hände von Patienten, die von Pflegepersonal gehalten werden, eine junge Pflegerin, die einem älteren Patienten die Medikamente reicht. Bilder von schwerkranken Patientinnen an ihrem Lebensende, eingehüllt von warmem Licht, Farben und Stofflichkeit. Diese Stockfotografien, die für die Stockagenturen meist in einer seriellen Bildproduktion erstellt werden und deren Ziel es ist, die Protagonisten vor allem idiosynkratisch wirken zu lassen, hinterlassen nach längerem Betrachten einen irritierenden Eindruck. Liegt es daran, dass wir diese Art des Sterbens nicht sehen möchten, oder resultiert dies durch die Bildrhetorik und die Bedeutungsebenen, die diese Bilder vermitteln?

In seinem Essay «Schockphotos» verweist Roland Barthes auf Geneviève Serrau, die beim Betrachten einer Fotografie, die die Hinrichtung guatemaltesischer Kommunisten zeigt, anmerkt, dass diese Fotografien an sich nicht grauenhaft sind, sondern dass das Grauen vielmehr daher rührt, dass wir sie *aus unserer Freiheit* heraus betrachten. Barthes leitet die Bedeutungslosigkeit solcher Schockfotografien daher, dass der Fotograf sich beim Aufbau seiner Sujets allzu grosszügig an unsere Stelle versetzt hat: «Fast immer hat er das Schreckliche, das er uns vorführt, überkonstruiert und durch Kontraste und Nebeneinanderstellungen dem Faktum die effektheischende Sprache des Grauens hinzugefügt: (...) Doch keines dieser allzu geschickt aufgenommenen Photos erschüttert uns. Das liegt daran, dass wir ihnen gegenüber jedesmal unserer Urteilskraft beraubt sind: Man hat für uns gezittert, für uns nachgedacht; der Photograph hat uns ausser dem Recht auf intellektuelle Zustimmung nichts übriggelassen.» (Barthes 1964: 135) Eine ähnliche «Überkonstruktion» erleben wir, wenn wir die bereits beschriebenen Bildwelten zum Lebensende betrachten, im Besonderen die Stockfotografie zum Begriff Palliative Care. Durch die speziellen Ausschnitte in einer Lebenswelt, die entweder mit einhüllender Stofflichkeit und warmen Farben ein sanftes Licht auf die letzte Phase des Lebens werfen, fühlen sich die Betrachtenden dieser Bildwelten nur für einen kurzen Moment abgeholt. «Das Einfangen des einen Augenblicks erscheint willkürlich, allzu effektheischend, aus einem verqueeren Willen zur Sprache entstanden, und die dabei geglückten Bilder haben keinerlei Wirkung auf uns.» (Barthes 1964: 136) Schaut man sich nun diese Stockfotografien aus der Perspektive der Zielgruppen an, für welche diese Bildwelten entworfen und welche von diesen angesprochen werden sollen, so lassen sich unterschiedliche visuelle Argumente (Buchanan 1985) herleiten, mit denen die Stockfotografien versuchen, die sie Betrachtenden zu überzeugen, dass die letzte Phase des Lebens nicht einsam und schmerzhaft ist.

Eine wichtige Rolle für die Art und Weise, wie das Stockmaterial zu dem Begriff «Palliative Care» auf uns wirkt, spielt hierbei der Kontext der aufgezeigten Bilder. Aufgrund der Tatsache, dass die meisten Patientinnen oder Patienten entweder in einem Bett liegend, auf einem Bett sitzend, im Rollstuhl oder auf einer Parkbank gezeigt werden, wird schnell deutlich, dass die überwiegende Zahl dieser Bilder im Kontext eines Krankenhauses oder einer anderen Palliative-Care-Institution wie z.B. eines Sterbehospizes gezeigt werden. Die Einrichtung der Zimmer ist – wie in den meisten Pflegeeinrichtungen – auf das Wesentliche reduziert, man sieht ein Bett, Blumen, weisse Vorhänge und die Verwendung von krankenhaustypischen Farben wie Blau oder Grün. Trotz der kühlen Wirkung der Räumlichkeiten verweist dieser Kontext auf einen wichtigen Punkt, der in all diesen Bildern mitschwingt: Die zu pflegenden Menschen sind eingebettet in ein Gesundheitssystem, das sie versorgt und das im Fall von anfälligen Schmerzen die richtigen Hilfsmittel für sie parat haben wird. So bietet dieser Kontext den Betrachterinnen und Betrachtern in erster Linie Sicherheit und Gewissheit, denn er erzählt von Versorgung, Struktur und Hilfeleistung im Moment der möglichen Bedürftigkeit.

Auch die Stilmittel dieser Stockfotografien weisen ein wichtiges visuelles rhetorisches Argument auf: So werden die Patientinnen oftmals in warmem Licht umhüllt und mit unscharfem Hintergrund gezeigt. Diese Art von Weichzeichnung und Erhöhung der Sättigung der Bilder macht die Bilder zugänglicher und lässt die gezeigten Bildsujets, wie z. B. die Pflege oder Behandlung von Patienten, weicher und harmloser wirken, als wenn die Bilder ohne unscharfen Hintergrund und mit kühleren Farben gezeigt werden. So können auch unschöne Details oder störende Objekte – wie z. B. medizinische Geräte oder ein Tropf –, die die Bildgestaltung stören, ausgeblendet werden. Scharf gestellt wird nur das, was für die Erzählung dieser Bilder wichtig ist: die zwischenmenschlichen Beziehungen, die von hoher Emotionalität und Empathie geprägt sind.

Des Weiteren erschweren es die unterschiedlichen Arten von Personen-Konstellationen, in denen Sterbende gezeigt werden, diese Bilder mit dem Alltag einer Palliativ-Station abzugleichen. So werden Patientinnen und Sterbende meist in Anwesenheit von lächelndem Pflegepersonal und Angehörigen gezeigt, die sich um diese liebevoll kümmern oder den Sterbenden sogar die Hand halten. In fast keinem dieser Bildsujets werden Patienten und Sterbenden allein abgebildet, und falls doch, werden sie in diesen Momenten mit einem Lächeln im Gesicht gezeigt. Für die Betrachtenden dieser Bilder ist dies ein irreführendes visuelles Argument: Sie gehen davon aus, dass man am Lebensende nicht allein gelassen wird, denn entweder kümmert sich die eigene Familie oder die Pflegenden hingebungsvoll um sie.

Diese drei Komponenten der Bildgestaltung – sowohl Kontext, Stilmittel als auch Personenkonstellation – führen zu einer Verdichtung eines Moments, der einen längeren Sterbeprozess repräsentieren soll und durch welchen diese Bilder ihren Realitätsbezug verlieren. Werden diese Bilder und die daraus entstehenden stereotypen Repräsentationen mit der Realität, in der Sterbende ihre letzten Tage auch oftmals allein verbringen, abgeglichen, so wird es umso schwieriger, sich mit diesen Bildwelten zu identifizieren.

Auch Sterben ist ein Prozess

Wie können Sie nun aussehen, die neuen Bilder zum Lebensende? Und welche Art von Bildern brauchen wir zum Lebensende? Nach mehreren Gesprächen mit Pflegeexperten, Ärztinnen, Sterbebegleitern und Angehörigen und nach ethnografischen Untersuchungen ist mir bewusst geworden, dass Bilder, die Sterbeprozesse darstellen, nicht wie in den Stockfotografien auf einen Moment verdichtet werden können, dessen Überkonstruktion uns keinen Raum für eigene Interpretationen und Erinnerungen zulässt. Vielmehr müssen diese Bilder als eine visuelle Erzählung entworfen werden, die Raum für eigene Erlebnisse und mögliche Erfahrungen mit Sterbeprozessen zulassen. So unterschiedlich, wie die Bedürfnisse nach einer visuellen Repräsentation dieser Stakeholder sind, so unterschiedlich müssen auch die Möglichkeiten aussehen können, diese Bilder zu entwerfen – fernab von stereotypen Darstellungen und visuellen Klischees, die wir sowieso mit den Themen «Sterben» und «Lebensende» verbinden. Für eine Neugestaltung dieser Bilder bietet die visuelle Rhetorik¹ (Joost und Scheuermann 2008) hierfür mit ihren Methoden verschiedene Möglichkeiten, die Bedürfnisse und Erwartungen von Anwendern und Anwenderinnen zu antizipieren und in einen Gestaltungsprozess mit einzubeziehen (vgl. Kostelnick 2008). Die Fähigkeit, sich in ein Zielpublikum hineinversetzen zu können, zählt dabei zu den bedeutendsten Grundlagen der Rhetorik. Laut Christian Kostelnick ist dabei eine wichtige Entwicklung in der Designtheorie, dass man die Interpretation eines Gegenstandes durch den Anwender beschreiben, analysieren und sogar antizipieren kann, indem man verbale Konzepte in visuelle Rhetorik überträgt. Hier bietet die klassische Rhetorik mit den traditionellen Appellen des Pathos, Logos und Ethos² (vgl. Kostelnick 2008: 89) eine Perspektive, von der

aus man die Reaktion eines Publikums auf visuelle Sprache begreifen kann.

So wird zum einen ein wichtiger Aspekt dieser neuen Bildwelten sein, auch ein neues Narrativ formulieren zu können, das den Tod und Sterbeprozesse als etwas Selbstverständliches in unsere Gesellschaft integriert. Wir brauchen Bilder, die offen und ehrlich das Lebensende dokumentieren und aufzeigen. Denn: Vielleicht wird man sich als Sterbende/r sogar weniger einsam fühlen, wenn einem nicht permanent vorgeführt wird, dass es die *anderen* nicht sind.

ABSTRACT:

NEW END-OF-LIFE IMAGES: ON THE IMPACT AND REDESIGN OF STOCK IMAGES IN THE FIELD OF PALLIATIVE CARE

Stock images for the search terms «end of life», «dying» or «palliative care» show us worlds of living and dying that seem to be free of pain and a lonely dying. These images unfold their special effect through a rhetoric of images that shows us a staged version of a dying world and thus a very trivialising idea of the end of life. A redesign of these image worlds could not only help target groups such as patients, relatives and media professionals to deal more openly with the end of life, but also reduce the fear of helplessness at the end of life and of dying alone. In the future, it could also become important for health institutions to question which image worlds and image concepts they use to present their care facilities in communication applications and other contexts.

Keywords: Palliative care, stock photography, visual rhetoric, design ethnography



Tina Braun

Tina Braun studierte Visuelle Kommunikation an der Hochschule der Künste in Bern und an der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Basel. Sie arbeitete mehrere Jahre als Designerin und Art Direktorin für internationale Designagenturen in Berlin, Kopenhagen und Zürich. Zusammen mit Michael Hübner gründete sie 2016 ihr eigenes Designstudio. Seit 2020 ist sie Doktorandin im SNF-Forschungsprojekt «Sterbesettings» (2020-2023) und forscht zu dem Thema Kommunikationsdesign im Bereich Palliative Care. tina.braun@hkb.bfh.ch

Referenzen

Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*. Berlin: Suhrkamp.

Buchanan, R. (1985): *Declaration by design: Rhetoric, argument, and demonstration in design practice*, in: Design Issues Vol. 2 (No. 1), 4–23.

Joost, G. & Scheuermann, A. (2008): *Design als Rhetorik: Grundlagen, Positionen, Fallstudien*. Basel: Birkhäuser.

Kostelnick, C. (2008): *Rhetorisches Gestalten: Zwischen Strategien wählen, sich dem Publikum anzupassen* (89–100), in: Geesche Jost, Arne Scheuermann (Hg.): *Design als Rhetorik*. Basel: Birkhäuser.

Schneider, Werner (2014): *Sterbewelten: Ethnografische (und dispositivanalytische) Forschung zum Lebensende* (51–138), in: Martin W. Schnell, Werner Schneider, Harald Joachim Kolbe (Hg.): *Sterbewelten. Eine Ethnografie (Palliative Care und Forschung)*. Wiesbaden: Springer.

¹ Die Visuelle Rhetorik ist ein analytisches Instrument, anhand dessen Designprodukte (u. a. auch Bilder) nach dem System der rhetorischen Stilmittel analysiert, klassifiziert und auf ihre Wirkungsweise untersucht werden können. Analysen, die mit der visuellen Rhetorik erstellt werden, sind oft die Grundlage für die Neugestaltung von Designprodukten oder anderen Kommunikationsmitteln.

² – Logos – der Appell an die Vernunft, z. B. durch formelle Anordnung, die die Betrachter überzeugt, dass ein Bild oder Designobjekt funktional und zugänglich ist.

– Pathos – der Appell an die Emotion, zum Beispiel durch Farbe oder andere expressive Mittel, die das Interesse der Anwender wecken und Empathie hervorrufen.

– Ethos – der Appell an das Vertrauen, zum Beispiel durch eine authentische Darstellung einer Situation, die einen Betrachter überzeugt, dass ein Bild oder Produkt glaubwürdig ist.

RITUALDESIGN: LETZTE TRANSITIONEN GESTALTEN

Sterberituale sind in anthropologischen Prozessen entstanden: Sie «vermitteln» zwischen diesseitigen und postmortal-jenseitigen Welten. Zugleich wandeln sich ihre Formen und sie passen sich neuen gesellschaftlichen Realitäten an, was im «Ritualdesign» gezielt gemacht wird. Der Autor geht in seinem Artikel unter anderem der Frage nach, wie «frei» hier überhaupt gestaltet werden kann. Religiös konnotierte Symbole dürften in diesen Ritualen auch in Zukunft bedeutsam bleiben, weil sie auf Referenzpunkte ausserhalb der Welt und des Postmortal-Jenseitigen verweisen. Zugleich sind Sterberituale keine Events: Sie verweisen auf Leerhorizonte und beinhalten Schwellenphasen, in denen Menschen Transzendenz erfahren.

Keywords: Design, Rituale, Säkularisierung, Schwellenphasen, Sterben, Symbole, Transzendenz

Francis Müller

Dem Begriff «Ritualdesign» ist eine eigenartige Ambivalenz inhärent; mit «Ritualen» werden symbolische Handlungsmuster bezeichnet, die Menschen bei Problemen Orientierung vermitteln. Rituale organisieren und markieren Übergänge: Das kann sich um existenzielle Übergänge wie Geburt oder Tod handeln (wobei das Erste zwingend zum Zweiten führt), aber auch um Veränderungen des sozialen Status durch Initiationsrituale, Eheschliessungen etc. Auch wenn unsere Alltagswelt von profanen Mikro- und Interaktionsritualen durchtränkt ist (Collins 2005) und es viele Rituale in säkularen Kontexten gibt, ist der Begriff gelegentlich religiös konnotiert. Wenn im Folgenden von Religion die Rede ist, dann ist damit ein System gemeint, das Transzendenz – also Jenseitiges und Abwesendes – von einem immanenten Standpunkt aus thematisiert (Luhmann 2002: 77) und sie in bestimmte symbolische Klassifikationsmuster überführt. Sterbe- und Todesrituale sind an der Schwelle zwischen einer immanenten und transzendenten Welt situiert. Sie ermöglichen es Menschen, ihre Erfahrung mit symbolischen Schranken und Grenzziehungen zu organisieren (vgl. Douglas 2004: 74) – wie zwischen Leben und Tod. Sie sind anthropologisch konstant.

Anders verhält sich dies mit dem modernen Begriff «Design», der aus dem Lateinischen stammt und auf Italienisch «bezeichnen» bzw. «entwerfen» bedeutet. Wer den inflationär verwendeten Begriff auf google.com eingibt, erhält 10'870'000'000 Einträge (17. Juni 2021). Der Begriff steht für schöne Möbel, bunte Fingernägel, Turnschuhe und Sextoys. Zwar ist es möglich, den Begriff anthropologisch auszuweiten und auch Keule und Höhlenmalereien als Design zu deuten. In der Regel aber wird er mit der Arbeitsteilung in Verbindung gebracht, bei der Produkte zuerst entworfen und danach (industriell) produziert werden. Auf einer theoretischen Ebene steht Design für die

Aufwertung des Neuen, weshalb Bruno Latour der Disziplin revolutionäre Kräfte zuschreibt (2008: 2). Seit einigen Jahrzehnten expandiert der Designbegriff; auch Systeme, Prozesse, Ereignisse, Identitäten, Technologien und Gene werden designt. Und auch im sozialen Bereich wird intensiv gestaltet; so stossen Sterben und Tod zunehmend auf Interesse in der Designwelt,¹ zumal «Sterbewelten» (Schnell, Schneider und Kolbe 2014) und «Sterbesettings»² allesamt gestaltet sind.

Transformation und Subjektivierung der Religion

Der Prozess des Sterbens ist verwoben mit unterschiedlichen Ritualen, die diesen Übergang in einen religiösen, spirituellen, kosmischen oder holistischen Zusammenhang stellen. Dabei sind nicht nur die Übergänge in die postmortale Welt von Ritualen begleitet, sondern auch in der Sterbephase wird eine Vielzahl von Mikroritualen praktiziert – wie zum Beispiel ein gemeinsames Gebet, die Krankensalbung oder das Halten der Hände des Sterbenden. Selbstverständlich werden in Sterbephasen auch säkulare und individuelle Mikrorituale praktiziert: ein Spaziergang mit einer verwandten Person, ein Tee zu einer bestimmten Tageszeit, eine Zeitungslektüre oder das Treffen mit der Seelsorgerin. Je nach Ritualdefinition kann es sich bei diesen Aktivitäten auch um Routinen handeln.

Im vormodernen Europa waren Sterben und Tod von der Kirche monopolisiert, die die Schnittstelle zur Transzendenz mit Symbolen und Ritualen ausgestaltete. Die postmortal-transzendente Welt fungierte

1 Zu nennen sind hier Bitten Stetter (<http://www.bittenstetter.com>), die für mehr Design in der letzten Lebensphase plädiert (2018) – siehe auch Artikel in diesem Magazin –, Andrea Staudacher mit ihrem «Future Death Lab» (<https://www.futuredeathlab.ch>) oder Christoph Bohne, der bei Trends & Identity an der Zürcher Hochschule der Künste sein Masterprojekt zu Trauer im Digitalen durchführt.

2 Informationen zum vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekt «Sterbesettings. Eine interdisziplinäre Perspektive 2020–2023»: <https://sterbesettings.ch>

dabei als Referenzpunkt, in den man normative Vorstellungen projizierte, die moralisch zurück auf die immanente Welt strahlten. Die kirchlich monopolisierten Rituale regelten die Übergänge zwischen den zwei Welten. Aber mit der Modernisierung der Gesellschaft hat die Religion an Einfluss verloren. Als zentrale religiöse Trends gelten heute Säkularisierung, Pluralisierung und Individualisierung (Bochinger 2012: 12 ff.).

Jedoch lässt sich das Sterben nicht einfach bürokratisieren und rationalisieren – und vermutlich nicht einmal ganz säkularisieren. In Sterbephasen stellen sich existenzielle Fragen, auf welche die Naturwissenschaften keine Antworten haben. Entsprechend beobachten wir trotz zunehmender Kirchengaustritte einen Boom an alternativen Religionen und gar eine «spirituelle Revolution» (Heelas und Woodhead 2009). Die Religion ist nicht aus westlichen Gesellschaften verschwunden, aber sie hat sich transformiert und subjektiviert.³ Zudem ist das Phänomen bekannt, dass religiöse Institutionen wie Kirchen beim Sterben durchaus (wieder) an Attraktivität gewinnen können, was der Soziologe Thorsten Benkel auf ihre «jahrhundertealte Erfahrungen in Sepulkrbereich» zurückführt (2020: 266).

«Freies» Gestalten von Ritualen?

Rituale haben sich in historischen Prozessen stets gewandelt, was man als «Ritualevolution» bezeichnen kann (Töbelmann 2012: 45). «Ritualdesign» hingegen gestaltet Rituale bewusst und gezielt neu. Zuerst hat sich dieser Begriff in einem Feld alternativer Religion etabliert: «Ritualdesigner» und «Ritualdesignerinnen» gestalten in Absprache mit Hinterbliebenen oder Sterbenden ihre Beerdigung, die nicht mehr zwingend einer kirchlichen Liturgie folgt, sondern die Individualität der Person stärker (oder zumindest anders) in den Fokus rückt. Jeltie Gordon-Lennox nennt in ihrem Buch «Crafting Secular Rituals», wie sich einst religiöse Rituale neu gestalten lassen, was zum Beispiel von Sterbenden ohne religiösen Hintergrund gewünscht werden kann. Als sechs zentrale Pfeiler fürs säkulare Ritualdesign nennt Gordon-Lennox (2016: 100 ff.): 1) das menschliche Bedürfnis nach Ritualen, 2) den Kontext (Ritualidentität, Zeit und Raum), 3) soziale Rollen der partizipierenden Menschen, 4) den Inhalt, 5) die Herstellung von Bedeutung und 6) Kohärenz, welche die vorher genannten Punkte zusammenhält. Zunächst finden Rituale zeitlich und räumlich begrenzt statt.⁴ Diese zeitlich-räumlichen Grenzen werden symbolisch markiert, zum Beispiel mit akustischen Mitteln, Licht, Sprache etc. Dies alles geschieht innerhalb von bestimmten

Rahmen – und das «Ritual Design Lab»⁵ in Silicon Valley, das für IT-Unternehmen Rituale durchführt, betont, dass diese Rahmen immer gestaltet sind. Auch Kleidung, Körpersprache, körperliche Nähe oder Distanz der partizipierenden Menschen, Düfte, Atmosphäre sind relevant.

Thorsten Benkel weist darauf hin, dass die Neugestaltung von Todesritualen diese auch «erfahrungsbasierter» machen kann: «Je stärker sich Todesrituale von ihren (mehrheitlich religiösen) Wurzeln entfernen und als ritueller Selbstzweck inszeniert werden, desto flexibler sind sie hinsichtlich der Aneignungsinteressen von Ritualbeteiligten formbar, die durch einen individuellen Umgang mit dem Sterbefall beispielsweise ihren Verlustschmerz verarbeiten» (Benkel 2015: 337). In dieser Ablösung von bestehenden rituellen Formen sieht Benkel eine Überwindung des leeren Konformismus, der Ritualen – sehr prominent bei der Reformation – unterstellt wurde. Nichtsdestotrotz stellt sich die Frage, wie kreativ und «frei» Rituale – wie zum Beispiel Bestattungen – gestaltet werden können. «Auf den ersten Blick erscheint es, als seien der Kreativität der Ritualbegleiter keine Grenzen gesetzt, wenn sie solch «neue» Rituale entwerfen. Verschiedenste rituelle, religiöse und auch aus populären Kontexten stammende Elemente stehen zur Auswahl, um neu zusammengesetzt zu werden. In der Praxis weisen diese Rituale jedoch häufig starke Ähnlichkeiten mit bereits aus «traditionellen» Kontexten bekannten Strukturen auf» (Karolewski, Miczek und Zotter 2012: 8). Und «traditionell» meint hier primär «religiös». Religiös konnotierte Symbole dürften in Todesritualen also auch in Zukunft relevant bleiben. Das können Symbole und Praktiken aus abrahamitischen Religionen (Judentum, Christentum, Islam) sein, aber genauso aus dem Buddhismus, Schamanismus, Animismus etc.

Neue Horizonte und Verdunkelungen

Wie Events haben Rituale einen bestimmten dramaturgischen Verlauf, aber innerhalb von ihnen gibt es auch einen «Schwellenzustand», den der Anthropologe Victor Turner als «Limilität» bezeichnete (2005: 94 ff.). Diese Limilität ist gekennzeichnet von einer hohen Instabilität, Kontingenz und einem drohenden Kontrollverlust. Die Eigenschaften dieser Limilität sind unbestimmt, dennoch wird sie über «Schwellensymbole» vermittelt (Turner 2005: 95). Die Krise, die das Ritual überwindet, wird so ins Ritual eingebaut und intensiviert. In dieser Phase wird das Geschehen in das Innenleben der Partizipierenden verlagert, wo Transzendenz und die Transformation, die das Ritual evoziert, erfahren wird. Rituale sollten also nicht wie Events durchgetaktet sein, sondern sie brauchen die Phase der Limilität und «Raum» für Transzendenzenerfahrung. Erst danach wird der

3 Besonders aus einer globalen Perspektive gewinnt die Religion an Relevanz und Bedeutung. Dies zeigt etwa der Boom charismatisch-evangelikaler Religionen in Lateinamerika, Subsahara-Afrika und Teilen Ostasiens, die nicht Ausdruck von «Rückständigkeit», sondern die kompatibel mit vielfältigen Modernisierungsprozessen sind (vgl. Joas 2016: 31; Martin 2011: 152).

4 Ein Sonderfall sind hinsichtlich der räumlichen Dimension Rituale in digitalen Welten (Kürsat und Fajardo 2021).

5 <https://www.ritualdesignlab.org/about-ritual-design/#rituals>

Übergang externalisiert und die «Ordnung der Welt» wieder hergestellt. Ritualen sind voller Tautologien und Paradoxien, deren Auflösung das Ritual existenziell gefährden würde. Rituale folgen keiner Logik. Sie lassen sich nicht rationalisieren. Sie sind magisch und irrational. Sie organisieren Transitionen und eröffnen so neue Horizonte, zugleich verdunkeln sie, was sie hervorbringen.

ABSTRACT: DESIGNING LAST TRANSITIONS

Death rituals have emerged in anthropological processes: They «mediate» between a this-world and a post-mortal-other world. At the same time, their forms change and they adapt to new social realities, which is undertaken purposefully in «ritual design». In his article, the author explores, among other things, the question of how «free» can be designed here at all. He argues that religious symbols in these rituals are likely to remain significant in the future because they refer to points of reference outside the world – and are socially recognised as such. Moreover, death rituals should allow for threshold phases in which people experience transcendence. Rituals cannot simply be rationalised; they are irrational, religious and anthropologically essential practices that will remain relevant in the future.

Keywords: design, dying, liminality, rituals, secularisation, symbols, transcendence



Francis Müller

Der Religions- und Kulturosoziologe Francis Müller ist Chefredakteur und Vorstandsmitglied von swissfuture, Dozent in «Trends & Identity» an der Zürcher Hochschule der Künste, Lehrbeauftragter an der Universität St. Gallen (HSG) und an Universitäten in Mexiko und Chile. Er ist Co-PI im SNF-Projekt «Sterbesettings» (2000-2023). (Foto: Regula Bearth) francis.mueller@swissfuture.ch

Referenzen

Benkel, Thorsten (2015): *Todesrituale. Zur sozialen Dramaturgie am Ende des Lebens* (335–360), in: Robert Gugutzer und Michael Staack (Hg.): *Körper und Ritual. Sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen*. Wiesbaden: Springer VS.

Benkel, Thorsten (2020): *Transzendenz im Diesseits. Zur korrespondierenden Transformation lebensweltlicher und religiöser Sinnangebote* (259–277), in: Bernd Schnettler, Thorsten Szydlík und Helen Pach (Hg.): *Religiöse Kommunikation und weltanschauliches Wissen. Kommunikative Konstruktionen unabweislicher Gewissheiten und ihre gesellschaftlichen Wirkungen*. Wiesbaden: Springer VS.

Bochinger, Christoph: *Einleitung*, in: ders. (Hg.): *Religionen, Staat und Gesellschaft. Die Schweiz zwischen Säkularisierung und religiöser Vielfalt*. Zürich: Neue Zürcher Zeitung 2012, S. 12–19.

Collins, Randal (2005): *Interaction Ritual Chains*. Princeton: University Press.

Douglas, Mary (2004): *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt am Main: S. Fischer.

Heelas, Paul und Linda Woodhead (2009): *The Spiritual Revolution. Why Religion is Giving Way to Spirituality*, Malden (MA): Blackwell Publishing.

Joas, Hans: *Die Zukunft des Christentums*, in: swissfuture. Zukunft der Religion 01/2016. Luzern: swissfuture, Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung, S. 29–33.

Gordon-Lennox, Jeltie (2016): *Crafting Secular Rituals*. Philadelphia: Jessica Kinsley Publishers.

Karolewski, Janina, Nadja Miczek & Christof Zotter (2012): *Ritualdesign – eine konzeptionelle Einführung* (7–28), in: dies.: *Ritualdesign. Zur kultur- und ritualwissenschaftlichen Analyse «neuer» Rituale*. Bielefeld: transcript.

Kürsat, Ozenc und Glenn Fajardo (2021): *Rituals for Virtual Meetings*. New York: Wiley.

Latour, Bruno (2008): *A cautious Prometheus? A few steps toward a philosophy of design (with special attention to Peter Sloterdijk)*. Proceedings of the 2008 annual International Conference of the Design History Society – Falmouth, 3-6 September 2009. <http://www.bruno-latour.fr/sites/default/files/112-DESIGN-CORNWALL-GB.pdf>. Accessed 15 July 2019, S. 1–13.

Luhmann, Niklas (2002): *Die Religion der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Martin, David (2011): *The Future of Christianity. Reflections on Violence and Democracy, Religion and Secularization*. Surrey, England: Ashgate Publishing Limited.

Schnell, Martin W., Werner Schneider und Harald Kolbe (Hg.) (2014): *Sterbewelten. Eine Ethnografie*, Wiesbaden: Springer VS.

Stetter, Bitten: *Death Style – ein Plädoyer für Design in der letzten Lebensphase*, in: swissfuture Tod 01/2018. Luzern: swissfuture, Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung, S. 11–15.

Töbelmann, Paul (2012): *Ritualdesign als heuristisches Werkzeug zur Beschreibung von rituellen Wandlungsprozessen. Eine Annäherung am Beispiel der Krönungsordines des Hinkmar von Reims* (45–65), in: Janina Karoleski, Nadja Miczek & Christof Zotter (Hg.): *Ritualdesign. Zur kultur- und ritualwissenschaftlichen Analyse «neuer» Rituale*. Bielefeld: transcript.

Turner, Victor (2005): *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt am Main: Campus.



Eva Wandeler, nor here nor there - black, Stills aus Video hd, 8':15" loop, Baumwolle, thermochrome Farbe, 2021



VERANSTALTUNGEN

71. Internationale Handelstagung

«**Die neue Nähe: Handel in fragilen Zeiten**»

9. und 10. September 2021

Gottlieb Duttweiler Institut

<https://www.gdi.ch/de/veranstaltungen/71-internationale-handelstagung>

SAGW

«**Die Gesundheitsversorgung, die Gesellschaft und die Alten**»

Online-Podiumsdiskussion über ExpertInnen-Inputs in der Medical-Humanities-Reihe «Alt werden»

23. September 2021

14:00–16:25

online

<https://www.sagw.ch/sagw/aktuell/agenda/veranstaltungsdetails/events/detail/die-gesundheitsversorgung-die-gesellschaft-und-die-alten>

swiss**future**

«**50 Jahre swissfuture**»

Ort noch offen

21. Oktober 2021

www.swissfuture.ch

swiss**future**

«**Netzwerk Zukunft Schweiz**»

23. November 2021

17–20 Uhr

Raiffeisenforum, Bern

<https://www.netzwerk-zukunft.ch/veranstaltungen/>

ZITIERWEISE

Zitate im Text

Für eine Literaturangabe ist in Klammern der Nachname des Autors, das Publikationsjahr sowie (im Fall von direkten Zitaten in Anführungszeichen) die Seitenzahl anzugeben. Wird der Name des Autors bereits im Text genannt, wird nur das Publikationsjahr (und die Seitenzahl) in Klammern angegeben. Beispiele:

...Goffman (1974: 274-275)...

Literaturverzeichnis

Im Literaturverzeichnis werden alle zitierten Werke aufgeführt. Es ist alphabetisch nach den Nachnamen der AutorInnen zu ordnen, deren voller Namen angegeben werden sollte. Zwei oder mehr Werke desselben Autors/derselben Autorin sollten chronologisch nach Publikationsjahr geordnet werden. Beispiele:

Monographie – ein Autor bzw. eine Autorin

Goffman, Erving (1974): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung*. Frankfurt: Suhrkamp.

Monographie – zwei oder mehr Autoren oder/und Autorinnen

Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (1966): *The social construction of reality: A treatise in the Sociology of Knowledge*. Garden City, NY: Anchor.

Sammelband

Maso, Ilja (2001): *Phenomenology and Ethnography* (136-174), in: Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland und Lyn Lofland: *Handbook of Ethnography*. London: Sage.

Zeitschriftenartikel – ein Autor bzw. Autorin

Albert, Ernest (2011): *Über Backlash, Neukonstellationen und einige Schweizer Wertentwicklungen*, in: *swissfuture* 01/11: 4-7.

Zeitschriftenartikel – zwei oder mehr AutorInnen

Jensen, Carl J. und Bernhard H. Lewin: *The World of 2020: Demographic Shifts, Cultural Change and Social Challenge*, in: *swissfuture* 01/09: 36-37.

Zeitungsartikel

Wehrli, Christoph (22. Juli 2011): *Vielfalt und Gleichheit im Einwanderungsland* (S. 11). Zürich: Neue Zürcher Zeitung.

Artikel in elektronischer Form – Zeitschrift

Schnettler, Bernd (2002): *Review Essay – Social Constructivism, Hermeneutics, and the Sociology of Knowledge*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 3(4), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/785> (27. Juli 2011).

Artikel in elektronischer Form – Zeitung

Dätwyler, Tommy (27. März 2008): *Neues Leben auf alten Inkapfaden*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, http://www.nzz.ch/magazin/reisen/neues_leben_auf_alten_inkapfaden_1.695490.html (27. Juli 2011).

Auf einer Website veröffentlichte Informationen

Bundesamt für Statistik (2010): *Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung in der Schweiz 2010 2060*. Neuenburg: BFS. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.html?publicationID=3989> (27. Juli 2011).



swissfuture

Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung
Société Suisse pour des études prospectives
Swiss Society for Futures Studies



Mitglied der Schweizerischen Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagw.ch